Jeremias Gotthelf

in seinen Beziehungen zu Deutschland

Thèse complémentaire pour le doctorat ès-lettres
présentée à la Faculté des Lettres
de l'Université de Paris
par

Gabriel Muret

1912

Jeremias Gotthelf
in seinen Beziehungen zu Deutschland

Jeremias Gotthelf

in seinen Beziehungen zu Deutschland

Thèse complémentaire pour le doctorat ès-lettres
présentée à la Faculté des Lettres
de l'Université de Paris

par

Gabriel Muret

Inhalt

Abkürzungen

A. B. = Albert Bitzius.
J. G. = Jeremias Gotthelf.
G. A. = Gotthelf-Archiv in der Stadtbibliothek Bern.

Erstes Kapitel

I. Gotthelf und seine Verleger

Gotthelfs allgemeines Bekanntwerden in Deutschland ging in der Mitte der vierziger Jahre von Norddeutschland aus. Der Berner Schriftsteller hat es für einen nicht unbeträchtlichen Teil dem Umstand zu verdanken, daß er zu dieser Zeit einen deutschen Verleger für seine Werke fand. Kein Mensch hat sich um die Verbreitung Gotthelfscher Schriften so verdient gemacht wie der Berliner Springer. Deshalb muß der Darstellung der Wirkung Gotthelfs in Deutschland diejenige seiner Beziehungen zu Springer vorangehen. Aber auch seine früheren schweizerischen Verleger müssen in unsere Betrachtung hereingezogen werden: denn nur ihr Verhalten gegenüber Gotthelf läßt es begreiflich erscheinen, daß der Stockschweizer Bitzius die Anerbietungen eines Ausländers, der noch dazu ein Großstädter war, hat annehmen können und ihm vom Jahre 1845 an alle seine größeren Werke bis auf den „Jacob" in Verlag gab.

Bevor Albert Bitzius unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf mit dem „Bauernspiegel" in die Oeffentlichkeit trat, hatte er dem Verleger eines Kalenders Beiträge angeboten, mit denen er von ihm „vornehm abgetädigt wurde"[1]). Es ist wohl anzunehmen, daß dieser Verleger kein anderer war als

[1]) Vetter, J. Gotthelfs Leben, Sonntagsblatt des „Bund", 1896.

Rätzer, der Herausgeber des „Berner Kalenders", der nachmals ihm, dem mit einem Schlage berühmt gewordenen Verfasser des „Bauernspiegels", die Redaktion dieses Kalenders anbot[1]).

Als Bitzius das Manuskript zum „Bauernspiegel" vollendet hatte, war es ihm kein Leichtes, einen Verleger für dasselbe zu finden. Zwei Verlagshandlungen, Dalp und Körber in Bern, denen er es anbot, lehnten es ab, bis endlich Langlois in Burgdorf sich bereit erklärte, den Verlag zu übernehmen[2]). Auch die „Wassernot" erschien im Frühjahr 1838 bei ihm, sowie „Dursli" im Jahre 1839, letzterer auch in zweiter, von dem Verfasser ins Hochdeutsche übertragener Ausgabe im Jahre 1846[3]).

Noch ärger als mit seinem „Bauernspiegel" erging es Gotthelf mit seinem zweiten großen Werke. „Lange", so erzählt die ältere Tochter, Henriette Bitzius, „wanderte das Manuskript von einem schweizerischen Verleger zum andern, da keiner es zu drucken wagte, der beißenden Bemerkungen wegen, die Bitzius sich darin gegen Autoritäten erlaubt hatte. Der Umschlag zerfiel in Fetzen, und man mußte eine eigene Schachtel dafür machen lassen, um die einzelnen Bogen nicht zu verlieren"[4]). Sauerländer in Aarau verweigerte seine Presse für das Manuskript, weil der Verfasser darin „wie vom Hochgericht herab den Mann, Fellenberg genannt, verurteilte"[5]). Er tat es aus demselben Grunde, aus dem er früher „bei Anlaß der Streitschrift zwischen Fellenberg und Pestalozzi, im Drucke derselben einhielt und erklärte, nicht weiter fortzufah-

[1]) A. B. an K. Bitzius, 16. Dezember 1838. (Vetter.)

[2]) Auf die erste Auflage im Jahre 1837 folgte eine zweite durchgesehene und vermehrte im Jahre 1839.

[3]) Springer an A. B., 15., 25. März 1847: „. . . Ich wunderte mich, daß Sie sich abermals mit ihm (Langlois) eingelassen haben." (G. A.)

[4]) Vorrede zum „Schulmeister", Berlin, Springer 1877. S. 20.

[5]) Vetters Beiträge zur Erklärung und Gesch. der Werke J. G.s, S. 46 f.

ren". Schließlich bequemte sich die Wagnersche Buchhandlung zum Verlag des „Schulmeisters"[1]), wie sie auch die „Fünf Mädchen" druckte.

Wie schon erwähnt, bot Rätzer im Jahre 1838 dem Pfarrer von Lützelflüh die Redaktion seines „Berner Kalenders" an. Die von Bitzius gelieferten Beiträge wurden von dem Verleger so arg verstümmelt, daß der „Kalendermacher" sich veranlaßt sah, mit ihm zu „kesseln" und ihm einen „Absagebrief" zu schreiben[2]). Vom Jahre 1842 ab erschien der „Berner Kalender" bei Jenni Vater[3]).

Von 1840 an suchte Bitzius seine Verleger außerhalb der Stadt Bern. Bei Beyel in Frauenfeld erschienen 1840 die „Armennot", 1841 „Uli der Knecht", 1842 der „Sylvestertraum" und endlich die zwei „Bettagspredigten". Im Jahre 1846 kam es zwischen beiden Männern zu heftigen Auseinandersetzungen. Als die Bearbeitung des „Uli" für das deutsche Volk von Springer 1846 angekündigt wurde, äußerte Beyel seinen Unmut darüber in einem Brief an Bitzius, worauf dieser ihm antwortete, er habe an dem „Uli" viel verdient. Der Verleger aber erwiderte, dieser Gewinn sei nur eine billige Entschädigung für den schlechten Abgang des „Sylvestertraums", und schloß mit den Worten: „Wenn Sie sich nun selbst in der ‚Berner Volkszeitung' gegen die unbefugte Weise erklären, womit der ‚Volksschriftenverein' sich scheine Ihrer Schriften bemächtigen zu wollen, so glaube ich, werden Sie mir nicht verübeln können, wenn auch ich mich gegen jeden unbefugten Eingriff in meine Rechte erkläre"[4]).

[1]) Später übernahm Jenni Sohn in Bern den SM und die 5 M.

[2]) Reithard an A. B., 7. April 1840 (Hunziker, J. Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen. S. 92).

[3]) Das „Schützenbüchlein" wurde auch bei C. Rätzer 1842 gedruckt. Diese Ausgabe aber war nicht für den Buchhandel bestimmt.

[4]) Beyel an A. B., 15. Oktober 1846. (G. A.) Näheres über die Angelegenheit mit dem „Volksschriftenverein" S. 35.

Doch fand eine Einigung statt. Beyel erbat von Bitzius als Entschädigung für den wegen des deutschen „Uli" erlittenen Schaden eine zweite Ausgabe der „Armennot" und eine neue Ankündigung des „Sylvestertraums"[1]). Am 3. November 1846 ging ein durchschossenes Exemplar der „Armennot" an Bitzius ab mit der Bitte, den Text durchzusehen, eine Vorrede hinzuzusetzen und die nötigen Aenderungen und Zusätze vorzunehmen, um das Werk den jetzigen Umständen anzupassen. Nachdem der Verleger das durchgesehene Exemplar erhalten hatte, schrieb er am 16. April 1847, er glaube, einstweilen den Verlag der zweiten Ausgabe der „Armennot" wegen der unruhigen Zeiten aufschieben zu dürfen.

Bitzius scheint dem Frauenfelder Verleger seinen Einspruch gegen den deutschen „Uli" nachgetragen zu haben. Denn 1847 verweigerte er seine Mitarbeit an Reithards „Familienbuch", und zwar weil der zweite Jahrgang bei Beyel erscheinen sollte. Jedoch kam er Beyels Aufforderung, aus so kleinlichen Gründen seine Mitwirkung ja nicht zu versagen, nach[2]), und wenn die „Neuen Alpenrosen" (so wurde der Kalender in letzter Stunde getauft) ohne eine Beigabe Gotthelfs auf den Markt kamen, so lag die Schuld lediglich an Reithard, der Bitzius' Beitrag nicht hatte aufnehmen wollen[3]). Der zweite Jahrgang aber brachte Gotthelfs Bildnis und die Erzählung: „Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung"[4]).

1842 trat Bitzius mit Jent und Gaßmann in Solothurn in Verbindung. Bei ihnen erschienen sechs Bändchen von „Bildern und Sagen aus der Schweiz", die zweite Ausgabe des „Schützenbüchleins", „Anne Bäbi Jowäger" und der „Geltstag". Hatte Beyel nach Bitzius' Pfeife nicht tanzen wollen, so er-

[1]) Beyel an A. B., 23. Oktober 1846. (G. A.)
[2]) Beyel an A. B., 16. April 1847. (G. A.)
[3]) Hunziker, Gotthelf und Reithard. S. 25 f.
[4]) Hunziker, S. 27. Beyel an A. B., 21. Oktober 1849. (G. A.)

wies sich Jent als unzuverlässig. Die Zahlungsraten trafen nicht regelmäßig ein; bestellte Zeitungen wurden nicht gesandt. Eine von Jent ausgestellte Anweisung auf Regierungsrat Banga in Liestal wurde von diesem Herrn nicht angenommen[1]). Am 25. September 1848 überschicken Jent und Gaßmann dem Pfarrer von Lützelflüh das Resultat des Absatzes seiner Werke und bezeichnen dasselbe als wenig erfreulich, „weil die unruhigen Zeiten dem Buchhandel im höchsten Grade nachteilig sind". Diese Mitteilung mundete dem Pfarrer wenig; denn in einem Brief vom 7. Oktober nahm er keinen Anstand, Jents Rechnung für einen Spaß zu erklären.

Im Jahre 1850 fanden zwischen Springer und Jent Unterhandlungen bezüglich des Gesamtvorrats und des Verlagsrechtes der „Bilder und Sagen" und der übrigen bei ihm erschienenen Schriften Gotthelfs statt. Der schweizerische Verleger tat Einspruch gegen des Berliners Behauptung, die vergriffenen Bändchen der „Bilder und Sagen" dürften vom Verfasser ihm in Verlag gegeben werden[2]). Bitzius trat entschieden auf die Seite Springers und, kurz angebunden wie er war, gebrauchte er in einem Brief an Jent den Ausdruck „oberherrliche Abfertigung", um dessen Benehmen gegen Springer zu kennzeichnen[3]).

Dieser Brief aber bedeutete noch nicht den Bruch zwischen dem Verleger und dem Schriftsteller, da in einem Schreiben Jents vom 13. Mai von einer geplanten neuen Ausgabe von „Geld und Geist" die Rede ist, wozu Maler Walthard die Anfertigung der Illustrationen übernommen habe. Der endgültige Bruch fand erst im August 1850 statt. Da Bitzius die von Jent dargelegten Rechnungen verdächtigt hatte, so fühlte sich dieser bewogen, ihm folgende Worte zu schreiben: „Ich kann nicht

[1]) Jent und Gaßmann an A. B., 20. Oktober 1847. (G. A.)
[2]) Jent und Gaßmann an A. B., 18. März 1850. (G. A.)
[3]) Jent und Gaßmann an A. B., 30. März 1850. (G. A.)

anders, als am Schluß dieser Zeilen meine ganze Indignation auszudrücken über die Art und Weise, wie Sie gegen uns auftreten"[1]).

* * *

Durch die Vermittlung der Schweighauserschen Buchhandlung in Basel tritt der Berliner Verleger Julius Springer[2]) im Jahre 1845 mit dem Pfarrer von Lützelflüh in Geschäftsverbindung. Am 3. September 1845 schreibt die Baseler Firma Bitzius folgendes: „Unser Freund Springer in Berlin trägt uns auf, Sie anzufragen, ob Sie vielleicht noch eine Antwort für ihn hätten. Wenn Sie sonst Lust haben, mit ihm in Verbindung zu treten, so können wir Ihnen denselben als einen soliden und unternehmenden Mann empfehlen." Am 9. wird ihm Springers Bitte um Antwort noch einmal in Erinnerung gebracht, und die Buchhandlung erklärt sich bereit, „diese mit Vergnügen zu befördern". Kurz darauf werden die ersten Briefe zwischen beiden Männern gewechselt, und am Ende des Jahres erscheint bei Springer „Der Knabe des Tell"[3]).

Schon in seinen ersten Briefen schlägt der Berliner Verleger einen warmen, herzlichen Ton an. Am 1. Januar 1846 schreibt er, daß Bitzius' letzter Brief für ihn ein wahres Neujahrsgeschenk gewesen sei. Er könne ihm nur beipflichten, wenn er in diesem Briefe behaupte, es sei für einen Autor nicht gut, bald diesen, bald jenen Verleger zu sehen. „Geben Sie mir den Vorzug", heißt es weiter, „für alle Ihre künftigen Produktionen. Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen in meinen früheren Briefen sagte, daß mein Hauptstreben dahin geht, den J. Gotthelf dem Norden bekannt zu machen." Auf diese Erklärung folgen einige Bemerkungen über die Mängel

1) 18. August 1850. (G. A.)

2) S. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1877: Julius Springer.

3) Die erste Ausgabe trägt die Jahreszahl 1846.

des „Knaben des Tell" und die dringende Mahnung, eine Bearbeitung des „Uli" vorzunehmen, um dem Nachdruck des „Uli" durch den „Verein zur Hebung der norddeutschen Literatur" zuvorzukommen.

Dieser erste der aufbewahrten Briefe Springers ist für alle übrigen bezeichnend. Wir erkennen darin die ersten Anfänge dessen, was der Verleger für den Pfarrer von Lützelflüh in der Folge sein wird: nämlich ein warmer Freund, ein für den Ruhm des Schriftstellers unablässig wirkender und für seine Rechte stets eintretender Mann, ein einsichtsvoller Kritiker und ein unermüdlicher Ansporner.

Gleich im Anfang des brieflichen Verkehrs brechen Springers Schreiben den engen Rahmen des trocken Geschäftlichen. Persönliche Beziehungen ragen bald in den Briefwechsel hinein. Sehr oft ist in Springers Briefen von seiner „kleinen Frau" die Rede. Einmal meldet der Verleger, daß sie „eines Kindes bald genesen wird". „Ist es ein Knabe," fährt er fort, „so bin ich der Meinung, ihn Uli zu taufen, aber meine Frau will nicht"[1]). Auch den Briefen des Pfarrers muß das persönliche Element nicht gefehlt haben. So hatte er einmal von seiner „vierzehnjährigen Ehe" geschrieben, was Springer zu der Frage veranlaßte: „Wie alt sind Sie denn? Ich denke mir, ein Mittelvierziger, nicht?"[2]) Ein anderes Mal hatte Bitzius von den Versuchen seines Sohnes auf dem Gebiete der Dichtkunst gesprochen, da der Verleger ihm in einem Briefe Grüße an sein „poetisches Söhnlein" aufträgt und ihn um dessen Verse ersucht[3]).

Schon im Jahre 1847 trägt sich der Berliner mit dem Gedanken, seinen Schriftsteller persönlich kennen zu lernen und die liebe Schweiz zu besuchen, wo er drei Jahre seiner Jugend

[1]) 15. Juni 1846. (G. A.)
[2]) 13. Januar 1847. (G. A.)
[3]) 28. August 1847. (G. A.)

verbracht hat[1]). Herzlich ermuntert ihn Bitzius dazu, seinen Plan auszuführen. Daraus wurde aber lange nichts. Einstweilen, um die Gesichtszüge seines Freundes kennen zu lernen, verschafft sich Springer sein Bild aus den „Neuen Alpenrosen", läßt es einrahmen und weist ihm einen guten Platz in seinem Wohnzimmer an[2]). Kurz darauf übersendet ihm Bitzius das Bild des Pfarrhauses in Lützelflüh[3]). Für den Sommer 1851 taucht der Plan einer Schweizerreise wieder auf. Trotz Bitzius' warmer Ermunterung muß dieselbe aber unterbleiben und Springer schreibt dem Freund: „Verzehren Sie mit den Ihrigen das für uns gemästete Getier"[4]).

Von Zeit zu Zeit jedoch gehen Boten zwischen dem Lützelflüher Pfarrhaus und dem Springerschen Haus. So bringt einmal ein „junger Protégé" des Schriftstellers, der Vikar Studer, dem Verleger Grüße von Lützelflüh[5]). Ein anderes Mal meldet dieser dem Pfarrer den Besuch einer gewissen Fräulein Häring, die „unter dem Namen Olga Eschenbach als Jugendschriftstellerin nicht unvorteilhaft bekannt ist"[6]).

Auch der harmlose Klatsch, der in seinem Laden stattfindet, wird ihm von Springer eifrig mitgeteilt, wenn etwas darin auf den Schriftsteller Bezug hat. „In meinem Laden", heißt es einmal, „wurde unlängst erzählt, die Frau des Geheimrats Kalisky sei Ihre Base. Wie ist es damit?"[7]) Jedoch erfahren wir nicht, wie es sich mit dieser vermeintlichen Base verhielt, ebensowenig wie mit Bitzius' „kalifornischem Schwager", von dem in einem anderen Briefe die Rede ist[8]).

[1]) Springer hatte seine buchhändlerische Lehrzeit bei Höhr in Zürich absolviert.

[2]) 7. Oktober 1849. (G. A.)

[3]) 23. April 1850. (G. A.)

[4]) 20. August 1851. (G. A.)

[5]) 1. März 1852. (G. A.)

[6]) 20. Mai 1853. (G. A.)

[7]) 23. Oktober 1853. (G. A.)

[8]) 15. April 1854. (G. A.)

Was dazu beitrug, das freundschaftliche Band zwischen den beiden Männern noch enger zu knüpfen, das waren die Schlag auf Schlag eintretenden Todesfälle, die das Glück des jungen Berliner Paares erschütterten und die der Berner Freund tief mitempfand. Am schmerzlichsten wurde das Paar durch den Tod eines fünfzehn Monate alten Kindes betroffen, und Bitzius' Beileidsschreiben, das von einer innigen Anteilnahme zeugte, rief einen eigenhändigen Brief von Maria Springer hervor[1]).

Was den Springerschen Briefen ihre eigentümliche Färbung verleiht, ist neben jener warmen Anhänglichkeit des Verlegers an den Freund der edle Idealismus, der darin zum Ausdruck kommt und ihn über die tiefe politische Kluft, die diese beiden Männer trennte, dem gesinnungstüchtigen und nach den höchsten sittlichen Idealen ringenden Volksschriftsteller die Hand reichen läßt. „Wir gehen", heißt es in einem der ersten Briefe, „in unseren politischen Ansichten sehr voneinander ab, aber in unseren sittlichen Bestrebungen werden wir nur harmonieren"[2]). Und auf diese Erklärung läßt er sein soziales Glaubensbekenntnis folgen. Da Bitzius dasselbe nach Springers Vermeinen falsch aufgefaßt hatte, so hält es der Berliner für angemessen, noch einmal darauf zurückzukommen und seine Parteistellung näher zu bezeichnen: er stehe nicht auf der äußersten Linken, weder in der Politik noch in der Religion; er tadle das Verfahren der Radikalen, sofern es ein kopflos unvernünftiges ist[3]).

Es steht zu erwarten, daß Springer in seine Briefe die politischen Ereignisse dieser bewegten Jahre der deutschen Geschichte hineinzieht. Die Berliner Märzrevolution ruft eine helle Begeisterung in ihm wach. „Gebrochen ist der Militärstaat," ruft

[1]) 3. September 1850. (G. A.)
[2]) 21. Oktober 1846. (G. A.)
[3]) 29. Oktober 1847. (G. A.)

er aus, „der Bürgerstaat wird sich organisieren"[1]). „Die Geschichte unseres Kampfes sollen Sie aus einer demnächst bei mir erscheinenden Broschüre erfahren." Zwar haben diese politischen Wirren eine schlimme Seite, denn „die Zeit ist noch fern, wo das Volk wieder für die Literatur empfänglich sein wird". Springer aber beklagt es nicht allzusehr, und wohlgemut läßt er sich in den politischen Strudel hineinziehen: er wird zum Wahlmann für Berlin und Frankfurt, dann zum Stadtverordneten gewählt[2]). Er hofft noch immer, daß aus der Revolution ein fester Zustand hervorgehen werde. Wie schnell aber sollten die Ereignisse diese Hoffnungen Lügen strafen! Schon im Juni heißt es: „Hier sieht es noch immer wild und fürchterlich aus; aber die Hoffnung geben wir nicht auf, daß es besser werde, wenn auch erst nach Jahren"[3]). Es sollte aber noch ärger kommen: im November wird über Berlin der Belagerungszustand verhängt, und der Verleger ruft aus: „Welche Tage, die vom 11. und 18. November!"[4])

Bei solchen wenig ermutigenden Zeitläuften mag Springer noch so sehr über die Zerrissenheit der Gegenwart klagen, niemals läßt er die Hoffnung sinken, daß es doch wieder besser kommen werde. „Ich trage", ruft er einmal prophetisch aus, „die feste Ueberzeugung in mir, daß Deutschland eine große, schöne — die größte Zukunft von allen Nationen Europas hat"[5]).

Als im November 1850 bayrische und österreichische Truppen in Hessen einrückten, um die Volksvertretung zu sprengen, schrieb Springer in einem Gefühl der bittersten Enttäuschung folgendes: „Die Herrschaft der Vernunft, des Rechtes, der Zi-

[1]) 27. März 1848. (G. A.)
[2]) 5. Mai 1848, 1. Juni 1848. (G. A.)
[3]) 20. Juni 1848. (G. A.)
[4]) 26. November 1848. (G. A.)
[5]) 10. Juli 1849. (G. A.)

vilisation und Humanität ist noch in weiter Ferne und muß derjenigen der rohen Gewalt weichen"[1]).

Nicht minder eifrig verfolgte Springer die Ereignisse, von denen die Schweiz, das ihm liebe Land, der bewegte Schauplatz war: „In Ihrem Lande", schreibt er in einem der ersten Briefe, „sieht es bös aus; es fehlt an durchgreifenden Charakteren dieser oder jener Farbe"[2]). Später drückt er seine Besorgnisse über den Zwiespalt, der die Schweiz in zwei feindliche Lager trennt, aus und fragt den Freund: „Werden Sie Krieg haben?"[3])

Nach dem Siege der Konservativen im Kanton Bern empfiehlt er Bitzius die Mäßigung: „Kämpfen Sie nicht nutzlos gegen das radikale Regiment dort! Die Konservativen Ihres Kantons sollten die Personen vergessen und den stärksten Spitzen in dem Regime nur die Schärfe zu nehmen bemüht sein"[4]). Wie hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen! Er predigte aber tauben Ohren!

Als der Gewaltstreich vom 2. Dezember in Frankreich die Stellung der Parteien zugunsten der Reaktion zu ändern drohte, konnte sich der liberale Springer nicht enthalten, seine Entrüstung darüber auszusprechen: „Wie haben Sie dort den Gewaltstreich in Frankreich aufgenommen? Es ist sittlich eine Schmach und politisch ein Unglück"[5]). Ueber diesen Ausspruch spöttelte Bitzius in einem Briefe an Hagenbach folgendermaßen: „Mein radikaler Verleger in Berlin schreibt mir, sein (Louis Napoleons) Streich sei sittlich eine Schmach und politisch ein Unglück. Dort scheinen die juten Herren böse zu sein"[6]).

[1]) 15. November 1850. (G. A.)
[2]) 1. März 1846. (G. A.)
[3]) 28. August 1847. (G. A.)
[4]) 4. November 1851. (G. A.)
[5]) 5. Dezember 1851. (G. A.)
[6]) 11. Januar 1852. J. G. u. K. R. Hagenbach, ihr Briefwechsel aus den Jahren 1841 bis 1853, herausg. v. F. Vetter, Basel 1910.

Im Februar 1852 findet der Vorfall mit dem Brief: „Ich Kamel an Dich Kamel" statt, dessen Kunde bis nach Berlin dringt. Da schreibt der Verleger an Bitzius: „Von dem aufgefundenen Briefe von Ihnen war auch in unseren Zeitungen die Rede. Sie begreifen, daß die Sache da mehr als ein Faktum erzählt, dann dessen eigentlicher Zusammenhang mitgeteilt wurde; dazu beurteilen wir die schweizerischen und namentlich die Cantönli-Zustände, wie sie beurteilt werden müssen, nach einem sehr kleinen Maßstabe"[1]).

Nein, das begriff Bitzius nicht; er steckte zu tief in den Cantönli-Zuständen, um es begreifen zu können. Springers Worte faßte er als einen persönlichen Ausfall auf; der Zorn des leicht erregbaren, zur Zeit in einer sehr gereizten Stimmung sich befindenden Pfarrers loderte hell auf, und er schrieb an Springer einen bitterbösen Brief, worauf dieser in sehr würdigem Ton entgegnete: „Was Ihr letzter Brief über meine, die schweizerischen politischen Verhältnisse erwähnenden Anmerkungen sagt, ist zwar sehr bitter, trifft mich aber wirklich nicht. Ich bin alles eher als, wie Sie glauben, ein Klub-Mensch. Ich handle so wenig, als ich nach der Schablone urteile, und was bei Ihnen im Kanton Bern vorgeht, ist mir nur ein kleiner Beitrag zum Verständnis der Geschichte der Gegenwart, aber noch lange kein Moment, das letztere bestimmt"[2]). Wieder ein treffendes Wort, dessen Trefflichkeit der Gotthelf der fünfziger Jahre schwerlich einsehen konnte!

* * *

Wenn wir jetzt Springer als Verleger Gotthelfscher Schriften und als Geschäftsmann betrachten, so braucht es nicht des weiteren erörtert zu werden, daß der Berliner sich um den Verlag von Gotthelfs Werken bewarb, weil er sich Vorteile davon

[1]) 1. März 1852. (G. A.)
[2]) 5. April 1852. (G. A.)

verhieß. Es darf aber neben dem geschäftlichen ein uneigennütziges und ideales Moment nicht verkannt werden. Aus einem seiner allerersten Briefe haben wir Gelegenheit gehabt, zu erfahren, welches Ziel der Verleger seinen Bestrebungen steckte. In den späteren Briefen kommt er auf dieses Thema wiederholt zurück. „Alle meine Bestrebungen", schreibt er, „gehen dahin, Ihre Schriften auf deutschem Boden heimisch zu machen"[1]). Bei einem so unternehmenden Manne wie Springer konnte der Erfolg nicht ausbleiben. So kann er schon im Jahre 1847 melden: „Meine Bestrebungen, Ihre Werke zu verbreiten, sind mit Erfolg gekrönt. Gerade während der Weihnachtszeit konnte ich so recht wahrnehmen, die Gotthelfschen Sachen fangen an, sich in den Familien einzubürgern"[2]). Was Springer erstrebte, erreichte er: Gotthelf wurde, nach G. Kellers Wort, die gern gesehene Zierde der nordischen Teetasse[3]). Deshalb kann man es dem Verleger nicht übelnehmen, wenn er sich im vollberechtigten Gefühl seiner Verdienste um Gotthelfs Volkstümlichkeit einmal folgendermaßen rühmt: „Ich rechne es mir zu einem gewissen Verdienste an, Ihre früher nur sporadisch gekannten Schriften in dem Norden Deutschlands und von hier aus durch die ganze Welt heimisch gemacht und dem Volke einen Schatz kennen gelehrt zu haben, den das kleine Lützelflüh birgt . . . Meine Verbindung mit Ihnen ist neben einer geschäftlichen, sozusagen, eine des Herzens"[4]).

Aus diesem Bestreben, Gotthelfs Schriften die größte Verbreitung zu sichern, entspringt Springers Wunsch, alle, auch die bereits anderwärts erschienenen Werke des Volksschriftstellers, in seinem Verlag zu haben. Zu diesem Zwecke ließ er es sich angelegen sein, mit allen früheren Verlegern Gotthelfs in Unter-

[1]) 6. August 1846. (G. A.)
[2]) 2. Januar 1847. (G. A.)
[3]) Nachgelassene Schriften, J. Gotthelf II.
[4]) 19. Februar 1849. (G. A.)

handlung zu treten, wobei er von ihnen manch bitteres Wort zu hören bekam. Und dennoch ruhte er nicht, bis er alle diese Werke beisammen hatte. Einen Vorgeschmack dessen, was seiner von seiten der schweizerischen Verleger wartete, gewährte ihm Beyels Aufbegehren, als der deutsche „Uli" von ihm angekündigt wurde. Er ließ sich aber durch die Drohungen des Schweizer Verlegers nicht ins Bockshorn jagen und schrieb dem Pfarrer ganz gelassen: „Ich halte das Ganze von Beyel für einen Puff"[1]).

Zu um so weniger Rücksichten diesen Verlegern gegenüber fühlte sich Springer verpflichtet, als mehrere von ihnen nicht ganz sauber übers „Nierenstück" waren. So meldet er einmal seinem Freunde, „Jenni habe kürzlich noch im Buchhändlerbörsenblatt eine schmutzige Geschichte von sich erzählen lassen"[2]).

Auch Langlois flößte ihm wenig Zutrauen ein und einmal schreibt er Bitzius, er wundere sich, daß er sich abermals mit ihm eingelassen habe[3]).

Vom Dezember 1849 bis April 1851 zogen sich die Unterhandlungen mit Jent und Gaßmann hin. Auf Springers Anfrage, ob er die vorrätigen „Bilder und Sagen" ihm zu überlassen geneigt sei, antwortete Jent, daß er alles verkaufen wolle, was er von Gotthelfs Schriften verlegt: „Bilder und Sagen", „Anne Bäbi Jowäger", „Geltstag", „Eines Schweizers Wort." Als der Berliner sich bereit erklärte, auf diese Forderungen einzugehen, erhob Jent unverschämte Ansprüche. Schließlich kam eine Verständigung zustande, und so erwarb Springer das Verlagsrecht und die Vorräte obiger Werke[4]).

[1]) 21. Oktober 1846. (G. A.)

[2]) 2. Januar 1847. (G. A.)

[3]) 15. März 1847. (G. A.) Bitzius hatte bei ihm „Dursli" in zweiter Ausgabe erscheinen lassen. Und doch hatte er schon am 1. August 1840 an Reithard geschrieben (Hunziker, S. 97): „ich . . . werde nichts mehr bei ihm (Langlois) drucken lassen".

[4]) Briefe vom 21. Dezember 1849, 5. Februar 1850, 4. März 1850, 8. Oktober 1850, 6. April 1851. (G. A.)

Im Februar 1850 fragte Springer den Schriftsteller, welcher Art sein Vertrag mit Langlois über den „Bauernspiegel" sei. Nach Empfang desselben meldete er ihm, er habe sich die Hände gebunden. Nichtsdestoweniger ließ er sich mit dem Burgdorfer Verleger in Unterhandlungen ein, die zu einer Verständigung in bezug auf eine neue Ausgabe des „Bauernspiegels" führten[1]). Zu schwierigeren Unterhandlungen gab „Dursli" und erst recht die „Wassernot" Anlaß, so daß der Berliner einmal in den Ausruf ausbricht: „Langlois, welch ein Schuft!"[2])

Im Oktober 1853 erhielt Springer die vorrätigen Exemplare von „Anne Bäbi Jowäger"[3]). Somit hatte er in seinem Verlag alles, was in der Schweiz verlegt worden war.

Die schweizerischen Verleger haben über das rasche, rücksichtslose Verfahren des Berliners geklagt. Dieser mag sie in der Tat ein wenig gedrückt haben und mit etwas unsanfter Hand zu Werke gegangen sein. Er war aber vollkommen berechtigt dazu. Denn was hatten jene für die Verbreitung Gotthelfscher Schriften getan? Welchen Wert hatten für sie diese Werke, deren Vorräte seit Jahren in ihren Magazinen verstaubten, bis endlich Springer sich bereit zeigte, diesen für sie wertlosen Schatz zu heben? Und als der Berliner diesen Erzeugnissen einen unerwarteten Wert verliehen hatte, gedachten sie zu ernten, was ein anderer gesäet hatte, und sie entblödeten sich nicht, unverschämte Ansprüche zu erheben!

War Springer daran gelegen, alle früheren Werke Gotthelfs in seinen Verlag herüberzunehmen, wie unangenehm mußte es ihn berühren, wenn er sah, daß Bitzius sich hie und da an andere Verlagsbuchhandlungen wandte. Der schlaue Pfarrer wollte es aber nicht anders haben: denn in seinem mißtrauischen

[1]) 5. Februar 1850, 20. Mai 1850, 31. Mai 1850. (G. A.)

[2]) 27. Dezember 1850, 6. Februar 1851, 20. Februar 1851, 13. Oktober 1852, 11. Oktober 1852. (G. A.)

[3]) 15. Oktober 1853. (G. A.)

Wesen glaubte er dafür sorgen zu müssen, daß dem Berliner der Kamm nicht zu hoch schwelle. So gab er zu Springers großem Leidwesen dem Zwickauer Verein seinen „Handwerksburschen". Er sollte es aber später bereuen. Denn, außerdem daß das Buch „jämmerlich ausgestattet und schauderhaft gedruckt"[1]) war, wußte der Verein es nicht gehörig zu verbreiten. Und schließlich mußte noch Bitzius Springers Hilfe gegen den „Berliner Heißhunger" des Kirchenrats Döhner anrufen[2]).

Als Meyer in Leipzig den „Doctor Dorbach" ankündigte, schrieb Springer dem Verfasser: „Ich weiß nicht, ob Sie recht tun, oft den Verleger zu wechseln"[3]). Jedoch kam das Buch im Jahre 1851 in seinen Verlag, nachdem er das Verlagsrecht und die Vorräte von Meyer gekauft hatte. „Ich muß lange verkaufen", schrieb er bei dieser Gelegenheit, „ehe ich die verausgabte Summe heraushabe. Es liegt mir aber mehr daran, Ihre sämtlichen Werke zu haben, und sie haben in meiner Hand auch mehr Wert"[4]).

Ein anderes Verdienst des Verlegers ist sein energisches Eintreten überall, wo ein Eingriff in die Rechte des Schriftstellers ihm zu Gesichte kommt oder dieser ihm nicht gebührend anerkannt oder falsch beurteilt scheint. So wurde, wie schon erwähnt, auf des Verlegers kräftige Vorstellungen der bereits begonnene Druck einer für den „Verein zur Hebung der norddeutschen Literatur" unternommenen Nachahmung des „Uli" eingestellt. Als Gutzkow in einem Aufsatz des „Deutschen Museums" einen Angriff gegen Gotthelf sich erlaubte, veröffentlichte Springer sofort darüber einige berichtigende Zeilen, und er schrieb Gutzkow einen Brief, von dem er hoffte, er würde nicht ohne Wirkung bleiben. Kurz nachher kam Gutzkow nach

[1]) 21. Oktober 1846. (G. A.)
[2]) 5. April 1852. (G. A.)
[3]) 21. Januar 1849. (G. A.)
[4]) 15. Dezember 1851. (G. A.)

Berlin, und der Verleger hatte Gelegenheit, mit ihm persönlich zu verkehren: „Ich habe", schrieb er an Bitzius, „kein Blatt vor den Mund genommen und wurde dabei von Ihren Freunden hier unterstützt; wir schlugen Gutzkow total . . ."[1]).

Als im Jahre 1851 Bitzius seinen Verleger auf die eben erschienenen „Kiltabendgeschichten" aufmerksam machte, deren Verfasser „ihn im ‚Morgenblatt' durchgenommen, in der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung' liegen ließ und am Ende ein Buch zutage förderte, strotzend von Reminiszenzen aus seinen Büchern"[2]), erklärte Springer, „er habe das Buch nicht gelesen, er behalte sich aber, nachdem er es gelesen, eine versteckte Polemik in den Schweizer Blättern dagegen vor"[3]).

* * *

Doch waren es nicht Gotthelfs Gegner und Nachahmer, die dem Verleger am meisten zu schaffen machten, sondern der Schriftsteller selbst. Wer mit ihm in geschäftliche Verbindung trat, mußte mit dreifachem Erz bepanzert sein, um das Mißtrauen, die Launen und den Zorn des reizbaren und kurzangebundenen Pfarrherrn ertragen zu können. Gerade Springers Briefe sind in dieser Hinsicht wertvolle Dokumente und bieten uns interessante Aufschlüsse über Bitzius' Charakter.

An dem Mißtrauen, das Bitzius seinem Verleger entgegenbrachte, nahm dieser im Anfang ihrer Beziehungen keinen Anstoß: denn er legte es als eine Folge seiner früheren bösen Erfahrungen mit den schweizerischen Verlegern aus. Deswegen fand er es ganz in der Ordnung, als Bitzius ihm erklärte, seine Erfahrungen mit Jenni und Langlois hätten ihn bewogen, mit den Verlegern fest zu sein, und er antwortete ihm, daß er seinen

[1]) 16. April 1851. (G. A.)

[2]) A. B. an Fröhlich, 16. September 1852, (Hunziker, Briefwechsel zwischen Gotthelf und Fröhlich, S. 89).

[3]) 11. Oktober 1852. (G. A.)

Vorsatz nur billigen könne[1]). Als aber das Mißtrauen auch dann nicht aufhörte, nachdem er unzweifelhafte Zeugnisse seiner Redlichkeit gegeben hatte, da war Springer wohlberechtigt, sich zu wundern, zu mahnen, zu klagen und endlich auch in Harnisch zu geraten und zu spektakeln. Anfänglich läßt er es bei freundlichen Mahnungen bewenden: „Sie sind mißtrauisch nicht gegen meine Person, sondern gegen den Buchhändler: aber es gibt noch ehrliche Buchhändler"[2]). Ein anderes Mal schreibt er: „Haben Sie volles Zutrauen zu uns! Jennis gibt es nicht überall"[3]). Bitzius sah aber Jennis überall, und der Verleger hatte mit ihm eine ganze Reihe von Auftritten, die ihn bald veranlaßten, einen anderen Ton in seinen Briefen anzuschlagen. Zu einem ersten, aber völlig unbedeutenden Zwist gab eine Klausel in einem von Springer abgefaßten Vertrag Anlaß, wonach der Schriftsteller während acht Jahren jedes Werk ihm zuerst anbieten sollte. Da Bitzius daran Anstoß genommen hatte, erklärte Springer, daß es sich um keinen Zwang für ihn handelte und strich die beanstandete Klausel: „denn", setzte er mit einem Anflug von Humor hinzu, „ich weiß, daß Sie konservativ sind"[4]).

Im folgenden Jahre findet ein kleiner, durch politische Meinungsverschiedenheit hervorgerufener Zwist statt. Da der Verleger von der Partei des Sonderbundes in verwerflichem Tone gesprochen und Jeremias Gotthelf, den Volksschriftsteller, von der Politik abgemahnt hatte, schreibt ihm Bitzius einen Brief voll Angriffe gegen ihn, die Berliner und die Städter[5]).

Etwas ernster wird es, wenn am Ende des Jahres Bitzius dem Verleger einen Brief voll Vorwürfe schreibt, so daß Sprin-

[1]) 21. Januar 1846. (G. A.)
[2]) 1. März 1846. (G. A.)
[3]) 31. Januar 1847. (G. A.)
[4]) 1. März 1846. (G. A.)
[5]) 29. Oktober 1847. (G. A.)

ger in seiner Antwort vom 3. Januar 1848 neben seinen Neujahrswünschen auch den Wunsch aussprechen zu dürfen glaubt, Bitzius möge das Mißtrauen ablegen, welches namentlich in seinem letzten Schreiben gegen Simion und ihn selbst zum Ausdruck komme. „Ihr Ton", heißt es weiter, „ist nichts weniger als korrekt, und Ihre Vorwürfe sind rein aus der Luft gegriffen. Sie leben in einer sehr erregten Stimmung. Da jetzt die Ruhe in der Schweiz wiederhergestellt ist, so werden Sie Ihr Unrecht einsehen."

Im Jahre 1849 hat es fast den Anschein, als sollte es zum Bruch zwischen den beiden Männern kommen. Im Oktober hat Springer einen Brief erhalten, der ihn „ebenso überrascht als tief gekränkt hat". „In Ihren Briefen", heißt es in Springers Antwort[1]), „habe ich oft ein gewisses Mißtrauen gegen mich wahrnehmen können, das ich aus dem mißtrauischen Charakter der Schweizer oder aus Ihren Erfahrungen mit Ihren früheren Verlegern zu erklären suche. Ich fühlte mich oft schon früher dadurch verletzt und in der Offenheit meinerseits zu Ihnen behindert, die aus allen meinen Briefen spricht. Ist diese Offenheit Pflicht des Verlegers seinem Autor gegenüber, so war sie mir doch dazu Sache des Herzens, der Pietät, der Neigung, die ich und der Kreis der Meinen gegen Jeremias Gotthelf hege. . . . Da hat sich plötzlich Ihrer eine solche Mißstimmung bemächtigt: in einer üblen Stunde schütten Sie das ganze Füllhorn des auf dem Herzen gegen mich Habenden aus und scheuen sich nicht, geradezu ein Mißtrauen gegen mich auszusprechen. Ich werde Ihren Brief Punkt für Punkt durchgehen. Die Angelegenheit mit dem ‚Schulmeister' ist mir s e h r, s e h r fatal. Aber ich hatte Ihnen ja gesagt, Simion den ‚Schulmeister' nicht zu geben. Für die neue Auflage des ‚Uli' offerierte ich Ihnen 150 Taler, . . . für die ‚Erzählungen und

[1]) 23. Oktober 1849.

Bilder' 400 Taler Honorar: Sie haben alle meine Bedingungen angenommen . . . . Aber nun die Geschichte mit den Exemplaren auf feinem Papier: ich habe kein Exemplar mehr abgezogen, als in dem Vertrag stipuliert war . . . Ich habe mir nichts vorzuwerfen, seitdem wir in Verbindung stehen. Ich habe Ihre Werke bezahlt, was sie im geschäftlichen Sinne wert waren. Ich habe zu der Verbreitung Ihrer Schriften beigetragen. Ich bin nicht bloß der Verleger, ich bin der persönliche Verehrer Ihrer Werke, und es ist mehr als meine äußerliche Berufs-, es ist eine Aufgabe meines geistigen Strebens, Jeremias Gotthelfs Schriften in der zerrissenen und zerreißenden Zeit der Gegenwart zu ihrer Linderung und Erwärmung zu verbreiten. Ohnedem wären Ihre Schriften in Deutschland nicht so allgemein verbreitet als sie es sind.

Und Ihr Brief! Am Abend vor Empfang desselben hatte ich mit meiner Frau ‚Elsi, die seltsame Magd' gelesen; wir hatten uns sehr, sehr erbaut daran; wir lasen dann noch im ‚Pächter' gerade die Kapitel von Joggeli! Als ich meiner Frau Ihren Brief am Tage darauf vorlas, sagte sie: ‚Ist das nicht wie Joggeli?' Ja, Ihr Mißtrauen und Ihr Mehrhabenwollen paßt so ganz zu einem Charakter, den Sie so fürtrefflich gezeichnet haben! Es muß das Vertrauen zwischen uns herrschen, sonst kann es nicht länger dauern . . ."

Nach Empfang dieses strafenden Schreibens wandte sich Bitzius an Frau Springer und rief deren Vermittlung an. Er wird zu Kreuze gekrochen sein, denn in Springers folgendem Brief, dem ein Wort von Maria Springers Hand beigeschlossen war, heißt es in versöhnendem Tone: „Ich weiß, daß Ihnen von verschiedenen Seiten bedeutende Offerten gemacht worden, wie ich oft höre, daß man mich um den Verlag Ihrer Schriften beneidet: das ist mein Stolz, der Stolz meiner Frau, und er wird gehoben durch das in Ihrem letzten Briefe ausge-

sprochene Anerkenntnis, daß ich Ihre Schriften in Deutschland bekannt gemacht"[1]).

Einige Monate später findet ein kleiner Zank statt. Bitzius wirft dem Verleger vor, er habe in den Vertrag über die „Käserei" etwas „hineinschmuggeln" wollen, wogegen sich Springer aufs entschiedenste verwahrt[2]).

Ein ganzes Jahr ging es glatt ab. Aber im April 1851 gibt der Ankauf des „Dursli" durch Springer zu einer Auseinandersetzung Anlaß. Denn da heißt es in einem Brief vom 16.: „Am Anfang Ihres Briefes vom 5. dieses sind Sie mir noch immer böse: mein Trost ist, daß Sie mir am Schluß wieder gut geworden . . . Sie scheinen etwas eifersüchtig, daß ich die Sache (Ankauf des ‚Dursli') wie die meinige behandle." Auch hier wäre die Hinweisung auf Joggeli so ziemlich am Platze gewesen!

Dieser unbedeutende Vorfall war der Vorbote eines ernsteren Zwistes, der im Juni 1851 stattfand. „Sie haben mir da", schreibt Springer am 22., „einen bitterlichen Brief geschrieben. Sie haben mir einen Sonntag verdorben. Sie sollten mich besser kennen, als daß Sie in meinen Handlungen Ihnen gegenüber je eine Vernachlässigung oder, wie Sie gar sagen: Mißachtung erblicken dürften. Sie tun mir mit solchen Beschuldigungen ebenso unrecht als weh!" Bitzius hatte sich beklagt, nur 30 statt 36 Freiexemplare (von „Hans Jacob und Heiri") erhalten zu haben. „Daran", antwortet der Verleger, „ist lediglich Huber schuld gewesen. Von nun an werde ich Ihnen die Freiexemplare jeder neuen Ausgabe direkt übersenden; ich will lieber das teure Porto bezahlen, als Ihre bösen Briefe haben. Dann schreiben Sie und auch schon im vorigen Brief, ich drängte und quälte Sie so fürchterlich und setzte dabei alle Rücksicht außer acht. Es kommt daher, weil ich sehr

[1]) 16. November 1849.
[2]) 4. März 1850.

schnell schreibe. Aber von nun an werde ich mich in acht nehmen.

Ich weiß, Sie sind leicht böse, aber ebenso leicht wieder gut, zumal wenn Sie sehen, daß die Veranlassung Ihres Zürnens nicht meine Schuld und daß ich besorgt bin, jeder ferneren Veranlassung dazu vorzubeugen."

Im November klagt Bitzius wiederum über unausstehliche Schererei: „Ich habe", schreibt Springer am 24., „zwei Briefe von Ihnen zu beantworten: einen sehr freundlichen und liebenswürdigen vom 10., und einen recht, recht bösen, vom 12. Ich bekenne meine Schuld, daß ich Sie mit den Korrekturen über die Maßen plage . . ."

Der letzte Zwist, der zwischen beiden Männern ausbrach, wurde durch das ungünstige Urteil veranlaßt, das Springer über „Zeitgeist und Berner Geist" gefällt hatte. Darob heftig erzürnt, erklärte ihn Bitzius für einen Klub-Menschen, der nach der Schablone urteile. Er ließ es aber bei dem bloßen Schelten nicht bewenden: denn als er das Buch schlecht abgehen sah, nahm er keinen Anstand, den Verleger dieses Mißgeschicks geradezu zu zeihen. Da brachte Springer seine Verteidigung folgendermaßen vor: „Ihre, wenn auch geistreiche, doch nicht ganz zutreffende Auseinandersetzung, weshalb in m e i n e n Händen das vielbeklagte ‚Zeitgeist und Berner Geist' schlechten Abgang gefunden, darf ich so ganz ruhig nicht hinnehmen. Ich halte zwar auch daran fest, daß Ueberzeugungen nicht so leicht wie ein Handschuh umzukrempeln sind, und werde auf die dargelegten Ihrigen am wenigsten einen Angriff zu machen wagen. Einiges T a t s ä c h l i c h e darf ich aber Ihnen doch erwidern und dies namentlich dahin, daß i ch die Besprechungen von Menzel und Prof. Leo hervorgerufen, daß die ‚Münchener Politischen Blätter' von Görres, wie überhaupt alle Organe der Presse, welche die in dem Buche verteidigte Richtung vertreten, v o n m i r zu Besprechungen auf-

gefordert wurden . . . Sie irren auch sehr, wenn Sie mich Verleger radikaler Schriften glauben . . . Das einzige, worauf ich als Verleger zu sehen habe, ist, daß der sittliche Standpunkt der Autoren dem meinigen entspricht"[1]).

Dieses war, wie schon gesagt, der letzte der Konflikte, die der Pfarrer von Lützelflüh mit seinem Berliner Verleger gehabt hat. Es darf aber auf diese kein allzugroßes Gewicht gelegt werden. Wohl war Bitzius mißtrauisch und aufbrausend. Das Mißtrauen aber lag einmal in seiner Natur, und Springer war nicht der einzige, der es erfuhr; dann waren seine Zornausfälle, wenn auch heftig, so doch von kurzer Dauer und bei allem zornigen Wesen war er nicht nachtragend. Uebrigens war er sich dessen bewußt, was er an seinem Verleger hatte, und gelegentlich wußte er dessen Verdienste um seinen Ruhm anzuerkennen. Deshalb schätzte er ihn sehr hoch und Springers Besuch in Lützelflüh im Sommer 1854 war eine der größten Freuden, die ihm wenige Monate vor seinem Tode zuteil wurden[2]).

* * *

Jetzt drängt sich uns die Frage auf, ob der Berliner Verleger auf Gotthelfs Schriftstellerei irgendeinen Einfluß ausgeübt habe. Nach drei Richtungen hin versuchte Springer, auf ihn einzuwirken. In erster Linie sehen wir ihn bestrebt, den Berner Schriftsteller nach einer vom Dialekt gereinigten Sprache zu lenken. So heißt es einmal in bezug auf den „Geltstag": „Ein Prachtbuch, nur zu viel Stockschweizerisches darin"[3]), und von der projektierten Fortsetzung des „Uli" hofft er, daß er sie wohl

[1]) 24. August 1852.

[2]) Bei diesem Besuch wurde der Plan der Gesamtausgabe, über deren Herstellung Gotthelf mit dem Verleger schon lange korrespondierte, festgestellt. Vgl.: Hunziker, Briefwechsel zwischen Gotthelf und Fröhlich, S. 92, 101, 108.

[3]) 1. Januar 1846.

deutsch schreiben werde[1]). Ein anderes Mal beklagt er es, daß der Dialekt seine Schriften in die unteren Volksschichten zu dringen behindert. Zwar setzt er hinzu, die Mundart sei ein Reiz in seinen Erzählungen, denen sie etwas Pikantes verleiht[2]). Es ist keine Frage, daß Gotthelf, sobald er das deutsche Publikum im Auge hatte, nach einem möglichst sprachgereinigten Stil getrachtet hat. Ob man es freudig zu begrüßen hat, ist eine andere Frage, die wir entschieden verneinen, da eine solche Verdeutschung Gotthelfs Stil sicherlich geschadet hat.

In einer anderen Richtung hat sich Springers Einfluß auf Gotthelfs Produktion geltend gemacht. Durch seine beständigen Ermahnungen und sein oft recht ungestümes Drängen hat Springer dazu beigetragen, die Produktionsfähigkeit des Dichters in hohem Maße zu steigern. In seinen Briefen sehen wir, wie er dem Schriftsteller ein Arbeitsprogramm vorschreibt; wir sehen sein ungeduldiges Verlangen nach versprochenen Manuskripten, deren Vollendung er kaum abwarten kann. Auch sucht er den Schriftsteller nach eigenem Gutdünken zu leiten. Er ist es, der die Bearbeitungen des „Bauernspiegels" und des „Uli" sozusagen erzwängt hat. Er drängte endlich auf eine Fortsetzung zu „Geld und Geist" und auf einen „Uli den Bauer", die auszuführen der Tod dem Autor nicht gestattete. In dieser Hinsicht müssen wir Springers Einwirkung tief beklagen. Bitzius war nicht der Mann, der angespornt, zum Schaffen getrieben zu werden brauchte. Ein Mann, dem „die Ungeduld förmlich aus den Augen wuchs", wenn irgendeine Arbeit sich hinschleppte, der „es wie ein unruhiges Pferd hatte, und statt sachte zu gehen und immer sachter, je schwerer die Last wurde, ins Umgekehrte geriet und aus dem Schritt zum Galopp überging"[3]), ein solcher „hastiger" Mann hätte viel-

[1]) 14. September 1846.

[2]) 10. April 1849.

[3]) A. B. an Hag., 15 Mai 1843.

mehr gezügelt und zum ruhigen, ausfeilenden Schaffen gemahnt werden müssen.

Die dritte Richtung, in der Springers Einfluß sich geltend zu machen suchte, betrifft die Politik in Gotthelfs Schriften. Hätten seine Bestrebungen auf diesem Gebiete denselben Erfolg gehabt, wie auf jenem, so würden wir es ebenso freudig begrüßen, wie wir es dort tief bedauern. Leider ist es nicht der Fall gewesen. Und dennoch hat Springer es hier wie dort weder an Eifer noch an Nachdruck fehlen lassen.

Die erste Warnung vor der Politik erfolgte bei Anlaß der „Käthi". „Ich kann nicht umhin," so schreibt Springer, „Ihnen es offen auszusprechen, daß die ‚Käthi' in den Kreisen, wohin wir dieselbe bis jetzt behufs allgemeiner Empfehlung unseres ganzen Unternehmens gelangen lassen und wo gerade Sie und Ihre Schriften viele Freunde haben, hauptsächlich der kirchlichen Richtungen wegen, die in dem Buche sich aussprechen, manche Anfeindung erhalten hat; und selbst von Ihren Amtsgenossen am Orte hier viele sich solcher angeschlossen haben. Sie befinden sich zurzeit in einer sehr gereizten Stimmung, die sich ob den Zuständen Ihres Kantons nur zu gerne und zu oft bei jedem Anlasse ausspricht und sozusagen Luft macht. Ich muß es offen heraussagen, die Partei des Sonderbundes in Ihrer schönen und mir so lieben Schweiz hat in Deutschland nirgends und in keiner Schicht der Gesellschaft irgend Freunde, und es will mir scheinen, als wenn Sie deren Sache zu halten suchten . . . Auf Ihr politisches wie religiöses Glaubensbekenntnis kann und will ich niemals einwirken, und es wird solches über jede Einwirkung feststehen: aber Jeremias Gotthelf ist Volksschriftsteller und hat als solcher von den Zuständen der Parteiungen seines Vaterlandes abzusehen"[1]). In einem späteren Brief kommt er noch einmal auf dieses Thema zurück: „ . . . Es wird mir schwer, dieses Kapitel, was Geist und

[1]) 28. August 1847.

Bestreben Ihrer neuesten Opera betrifft, ausführlich mit Ihnen zu erläutern: es steht mir ein Rechten mit Ihnen so wenig als selbst mit Jeremias Gotthelf deshalb zu, und ich werde Ihnen eine Sammlung von Kritiken der ‚Käthi' mitteilen . . . Indes hoffe ich, daß die alles ausgleichende, lindernde Zeit die in Ihrem Vaterlande tiefen Wunden recht schnell vernarben machen wird, auch Sie gesund und frei stimmen, und Ihre neuen Werke einen dementsprechenden Charakter tragen werden"[1]).

Noch öfter hat der Verleger Gelegenheit, den Schriftsteller von der Politik abzumahnen und das Ueberhandnehmen derselben in seinen Werken zu rügen. Der „Doctor Dorbach" veranlaßt ihn, dem Schriftsteller folgenden Rat zu erteilen: „Ich glaube, daß Jeremias Gotthelf in seinen Werken dem politischen Getreibe soviel als möglich fern bleiben muß, zumal ein Volksschriftsteller durchaus nicht Zelot sein darf"[2]).

Als im Jahre 1851 Gutzkow den Verfasser der „Käserei" angriff, trat Springer für seinen Schriftsteller mutig ein; dafür aber durfte er diesem seine Meinung gerade heraussagen: „Nur in dem einen Punkte stehen auch Ihre wärmsten Anhänger — und offen gesagt, ich und meine Häuslichkeit — gegen Sie, daß Sie Ihre Volksschriften plötzlich für kleine Angriffe gegen einzelne politische Unleidlichkeit und auch gegen äußerlich religiöse mißbrauchen: so etwas ist nur dazu geeignet, Ihren Schriften die tiefen Wahrheiten, das wahre Leben, das Unvergängliche zu nehmen, durch welche dieselben so groß dastehen!"[3])

„Zeitgeist und Berner Geist" war wegen seiner ausschließlich politischen Richtung für den Verleger eine wahre „Calamité". Als ihm daher der Pfarrer sein nächstes Werk unter dem Titel „Hans Joggi und der Rechtsstaat" ankündigte, konnte er sich eines unangenehmen Vorgefühls nicht erwehren und mußte dem

[1]) 3. Januar 1884.

[2]) 19. Februar 1849.

[3]) 16. April 1851.

Freunde wieder (und zwar zum letztenmal) seine dringenden Warnungen ans Herz legen: „Der beabsichtigte Titel, den Ihre Frau Gemahlin sehr weise verwirft, macht mich etwas ängstlich. ‚Rechtsstaat‘, das ist wieder die unglückliche Politik. Am Ende wieder so ein ‚Zeitgeist und Berner Geist‘. Es wäre erschrecklich! Sehen Sie, ich hoffe noch immer auf die Frau Pfarrerin: ich habe von Ihrer Frau Gemahlin mir ein so ganz eigenes Bild gemacht und habe das vor mir seit Jahren — wo Sie mir einmal schrieben, daß Sie ihr alle Ihre Erzählungen vorlesen und ihre Kritik den Ausschlag gibt: Wenn ich Ihrer besseren Hälfte nur einmal so mein Herz ausschütten, der hohen Frau alles vorlegen dürfte, was Ihre Freunde am häuslichen Herde und Ihre Freunde und Feinde in den kritischen Zeitungen über die Politik in Ihrer Schriftstellerei äußern: oh, es würde sicher von fürtrefflichen Folgen sein!“[1])

II. Gotthelf als deutscher Volksschriftsteller.

Seinem Berliner Verleger hat es Gotthelf hauptsächlich zu verdanken, daß er in der Mitte der vierziger Jahre als der bedeutendste Volksschriftsteller anerkannt und gefeiert wurde. Aus unseren obigen Erörterungen erhellt genugsam, daß Springer sich keine Mühe verdrießen ließ, um seinem Lieblingsschriftsteller Eingang in das deutsche Volk zu verschaffen. Es muß aber jetzt darauf hingewiesen werden, daß seine Bemühungen durch die Zeitumstände wesentlich begünstigt wurden. Denn sie trafen

[1]) 7. Dezember 1852.

mit der Richtung der Zeit auf Volkstümlichkeit, mit ihrer Forderung einer volkstümlichen Literatur zusammen.

In der Mitte der vierziger Jahre beginnen die sozialen Fragen an die Tagesordnung zu kommen. Das Interesse für die niederen Volksschichten erwacht, und da gewahrt man mit Erstaunen, wie wenig man für sie sowohl in materieller als in geistiger Hinsicht getan hat. Mit einem Schlage sollte das Versäumte nachgeholt werden; und so kam es, daß auf einmal ein mächtiger Ruf nach einer volkstümlichen Literatur erscholl. Vereine traten zusammen, um dem Volke die geistige Speise zu bieten, die es bis jetzt entbehrt hatte. In Berlin wurde der „Verein zur Hebung und Förderung der norddeutschen Literatur“ unter der Leitung des Prinzessinnenerziehers Gersdorf und des Schriftstellers Ruppius gegründet. Die Berliner Verleger Springer und Simion gründeten den „Allgemeinen Volksschriftenverein“. In Zwickau entstand der „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften“. Derselbe Eifer für die Befriedigung der geistigen Volksbedürfnisse ergriff auch Süddeutschland, wo der badische und der württembergische Volksverein gegründet wurden[1]).

Mit diesen Vereinen war der Rahmen gegeben, der die volkstümliche Literatur umfassen sollte. Es entstand jetzt die Frage, wie man ihn ausfüllen würde — und da war guter Rat teuer. Zwar war Deutschland an Unterhaltungsschriftstellern gerade nicht arm, die den Bedarf an Volksschriften zum Teil decken konnten. Was Hackländer, G. Nieritz, Barth, Aug. Wildenhahn, Rellstab aber lieferten, war nur mittelmäßiges Gut und konnte nicht befriedigen; da lenkte das Erscheinen des „Uli“ als „deutsches Volksbuch“ die Aufmerksamkeit der für das Volk besorgten Vereine und Verleger mit einem Male auf den Berner Schriftsteller und dieser erschien als der Hel-

[1]) Vgl. Pröhles Hausbüchlein.

fer in der Not. Jetzt, in der Mitte der vierziger Jahre, sollte der Schweizer ein Volksdichter für die deutsche Nation werden. Von dieser Zeit an kam eine wahre Flut von Anfragen, die die Volksschriftenvereine und die Herausgeber von Volksblättern und -Kalendern an ihn richteten, über die Schwelle der stillen Pfarre von Lützelflüh, und der Schriftsteller hatte alle Hände voll zu tun, um so verschiedenartigen und zahlreichen Anträgen zu genügen. Eine höchst bedauerliche Tätigkeit, welcher wir eine leider nicht geringe Anzahl von minderwertigen Produktionen verdanken, denen man es ansieht, daß sie aus dem Stegreif entstanden sind und fabrikmäßig ausgeführt wurden.

Am Ende des Jahres 1845 veröffentlichte der „Verein zur Hebung der norddeutschen Literatur" einen Aufruf, in dem Gotthelf unter die Mitarbeiter gerechnet und an vorliegenden Werken „Uli" aufgezählt wurde. Die von Gersdorf unternommene Bearbeitung des „Uli" war schon im Drucke begriffen, als dieselbe auf Springers Einspruch eingestellt wurde. Darauf ermahnte der Verleger den Verfasser des „Uli", sein Buch für das deutsche Volk so schnell wie möglich zuzustutzen und so kam September 1846 „Uli der Knecht" als „deutsches Volksbuch" auf den Markt.

Schon vor dem Erscheinen des „Uli" war Bitzius mit Kirchenrat Döhner, dem Vorstand des Verlagsvereines für Volksschriften in Zwickau, in geschäftliche Verbindung getreten. Im Jahre 1846 schreibt ihm der Kirchenrat einen langen Brief, in dem er ihm den Zweck des Vereins auseinandersetzt und ihn um seine Mitarbeit ersucht: „‚Und was soll ich denn schreiben', fragen Sie jetzt vielleicht? Ich antworte: Was Sie wollen: Schweizer Leben, Erfahrungen, Zustände, oder denken Sie sich einen deutschen Handwerksburschen, der die Schweiz durchwandert, oder geben Sie uns den Tell, damit unser schlechtes Geschlecht sich an seinem Anblick weide und ermanne . . . oder versetzen Sie sich auch auf andern Boden, nach Amerika, Frank-

reich, England, ein belebender und warnender Mentor"[1]). Bitzius ging auf diesen Vorschlag ein und so kam 1846 der erste, 1847 der zweite Teil des „Jacob" heraus.

Im Jahre 1846 wird Bitzius vom Verlagsbuchhändler Simion ersucht, für den „Allgemeinen Volksschriftenverein" ein Buch zu schreiben. Als erster und zweiter Band der „allgemeinen deutschen Volksbibliothek" erschien 1847 „Käthi", worüber die Presse so böse war, daß sie die junge Volksbibliothek in Acht und Bann erklärte[2]). Den ersten Band des zweiten Jahrganges bildeten die zwei „Erbvettern", auf die die vier Bände der Bearbeitung des „Schulmeisters" für das deutsche Volk folgten. Die Herausgabe dieses letzten Werkes rief bei Bitzius eine Mißstimmung hervor, über deren Ursache jedoch wir nicht unterrichtet sind.

Auch für Volkskalender wurde Gotthelfs Teilnahme in Anspruch genommen. Auf Simions Anliegen lieferte er in Steffens' Volkskalender drei Erzählungen: „Wurst wider Wurst", „Mordiofuhrmann", „Die Wege Gottes und des Menschen Gedanken".

Im Jahre 1849 ersuchte ihn der Leipziger Verleger Wigand um einen Beitrag für „Nieritz' Volkskalender", der in seinem Verlag erschien. „Sie haben sich", schreibt er ein paar Monate darauf, „durch Ihre vortrefflichen Schriften einen weitverbreiteten Ruf erworben und die deutsche Lesewelt und alle, die es mit dem Volkswohle aufrichtig meinen und dasselbe auf naturgemäßem Wege fördern wollen, zu hohem Dank verpflichtet." [3]) Im ersten Jahrgang von Nieritz' Volkskalender erschien „Ein deutscher Flüchtling" und im zweiten „Der Besenbinder von Rychiswyl" mit Zeichnungen von L. Richter. Für den dritten schickte Bitzius zwei Erzählungen: „Barthli der Korber" und „Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht".

[1]) 8. Januar 1844.

[2]) Springer an A. B., 3. Januar 1848.

[3]) 10. Januar 1850.

Erstere wurde ihm von Wigand zurückgesandt; von letzterer sandte ihm der Verleger einen Abzug behufs Korrekturen und Aenderungen: „Beide Erzählungen", schreibt er, „werden nicht genügen, denn sie tragen den Stempel des Unfertigen. Ganz besonders ist das zu beklagen an der Geschichte (‚Ich strafe die Bosheit . . .'), die ich aufnehmen werde. Hier bedingt Stoff und Anlage unfehlbar eine ausgeführtere Behandlung. Der Schluß ist ein unbefriedigender. Meine Frau wollte nicht glauben, nachdem sie die letzte Zeile gelesen, daß die Erzählung zu Ende war, und sagte: ‚Das ist doch schade!'"[1]). In ihrer veränderten Gestalt wollte die Erzählung dem Verleger auch nicht gefallen: „Sie haben", schreibt er, „Ihrer Erzählung einen andern Schluß gegeben, der mir auch noch kein rechter Schluß zu sein scheint"[2]). Zu gleicher Zeit bittet er ihn um fernere Teilnahme: „Wenn Sie einen hübschen Stoff haben, so schicken Sie ihn mir, d. h. Jeremiasgotthelfisch verarbeitet."

Im Jahre 1851 meldet Wigand dem Pfarrer Bitzius, daß er die Absicht hat, eine Volksbibliothek zu gründen und bittet ihn um einen Beitrag. „Ich möchte", sagt er „mit Ihnen beginnen, weil Ihr Name einen so guten Klang hat"[3]). Als der Verleger sich auf Bitzius' Anweisung die Zeitschrift[4]) verschafft hatte, in der die „Erbbase" erschienen war, druckte er dieselbe in der ersten Nummer seiner Volksbücher mit einigen Aenderungen ab[5]), was Springer zu der Frage an den Verfasser veranlaßte: „Daß ein Leipziger Buchhändler, H. Wigand, Ihre Erzählung ‚die Erbbase' mit Holzschnitten erscheinen läßt, geschieht doch mit Ihrer Genehmigung?"[6])

[1]) 27. Februar 1852.

[2]) 15. Juli 1852.

[3]) 18. März 1851.

[4]) Neue illustrierte Zeitschrift für die Schweiz 1849.

[5]) 7. Juni 1851.

[6]) 20. August 1851.

Wigand war über Bitzius' Bereitwilligkeit derart entzückt, daß er ihm als Zeichen seiner Dankbarkeit zwölf Flaschen Wein, unter denen sechs Flaschen Tokaier, überschickte[1]).

Im Juli 1851 meldet Eduard Hallberger in Stuttgart dem Pfarrer von Lützelflüh, daß er mit Dr. Franz Hoffmann in Dessau einen Kalender herauszugeben beabsichtigt, und bittet Bitzius, „denselben mit einer seiner so recht christlich-gemütlichen, Geist und Herz ansprechenden Erzählungen zu schmücken"[2]). Franz Hoffmans illustrierter Volkskalender brachte von Gotthelf zwei Erzählungen: „Niggi Ju", und „Barthli der Korber", den Wigand ihm zurückgesandt hatte.

Im Jahre 1851 trägt sich Pröhle mit dem Gedanken, eine Sammlung von Novellen und Skizzen unter dem Titel „Deutsches Leben" erscheinen zu lassen. Sie sollte das Volksleben in verschiedenen Gegenden Deutschlands, sowie das Leben der Deutschen in Ungarn, in Siebenbürgen und in der Schweiz schildern. Gotthelf versprach dem Herausgeber seine Teilnahme und gab in „das Deutsche Leben" eine seiner besten Novellen: „Oberamtmann und Amtsrichter".

Verschiedene Beiträge lieferte Bitzius für andere Zeitschriften, wie für Pfarrer Schwerdts „Deutsches Volksblatt"[3]), das vor 1846 Mitteilungen aus der Schweiz aus Gotthelfs Feder enthielt. Als Bitzius mit seinen Beiträgen aufhörte, schrieb ihm Pfarrer Schwerdt: „. . . Denken Sie an unser deutsches Volksblatt. Der schönste Schmuck desselben sind die lieben Mitteilungen gewesen, die mir aus den Schweizerbergen zugegangen sind, und viele Leser fragen mich, ob Jeremias Gotthelf seine traute

[1]) 18. März 1851.

[2]) 2. Oktober 1851.

[3]) Allgemeines Volksblatt der Deutschen, herausgeg. von Pfaffenrath und Schwerdt.

Stimme in den Hallen unseres Blattes nicht bald wieder hören lasse"[1]).

Für Müllers „Feierstunden des Landwirts"[2]) schickte Bitzius im Dezember 1849 den „Käsemarkt zu Langnau", der nichts anderes war als ein Kapitel der „Käserei", welche er eben im Manuskript vollendet hatte.

Der Herausgeber des „Evangelischen Jahrbuchs", Piper, erneuert am 3. Juni 1850 dem Schriftsteller sein Versprechen, für den zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift das Leben des Nicolaus von der Flüe zu schicken; er erbittet sich diese Lebensbeschreibung bis zum 25. Juni am spätesten. Gotthelfs Beitrag erschien im „Evangelischen Kalender, Jahrbuch für 1851".

Ueberdies erhielt Bitzius noch eine ansehnliche Anzahl von Anträgen, denen er nicht Folge gab.

1847 übersendet Pfarrer Süskind in Suppingen (Amt Blaubeuren, Württemberg) die bereits erschienenen Hefte des Volksblattes aus Schwaben dem Pfarrer von Lützelflüh, als dem „Mann, der in neuester Zeit den Preis als Schriftsteller für das Volk davongetragen hat", und ersucht ihn um seine Mitwirkung. „Lange, lange", so fährt er fort, „habe ich nichts gelesen, was mir so aus der Seele gesprochen gewesen wäre, wie Ihr ‚Uli' und Ihr ‚Bauernspiegel'"[3]).

In demselben Jahre schreibt der Buchhändler Gustav Meyer in Leipzig an Bitzius: „Schon seit langer Zeit habe ich mich

[1]) Pf. Schwerdt (Neukirchen bei Eisenach) an A. B., 24. Januar 1846. Nach dieser Aufforderung überschickte Bitzius dem Pfarrer Schwerdt seine Erzählung „Elsi, die seltsame Magd", die schon früher im „Neuen schweizerischen Unterhaltungsblatt" von Gutmann erschienen war.

[2]) Feierstunden des Landwirts, Volksbuch dem gesamten Bauernstande Deutschlands, sowie allen Freunden und Verehrern der Landwirtschaft gewidmet von Adam Müller, Landwirt zu Gerhardsbrunn i. d. Rheinpfalz, Verfasser des populären Lehrbuchs der praktischen Landwirtschaft. Mainz, Verlag von C. G. Kunze 1850. Mit einem Beitrag von Jeremias Gotthelf, Verfasser von „Uli der Knecht", „Bauernspiegel" usw.
Der Käsemarkt von Langnau, von Jer. Gotthelf. S. 67—88.

[3]) 10. April 1847.

nach einer Art Erbauungsbuche umgesehen, in der Art der ‚Stunden der Andacht', aber kürzer; es würde tägliche oder wöchentliche Aufsätze enthalten (Muster: Ausgabe von Thomas a Kempis bei J. J. Weber, die nach jedem Kapitel eine Stelle aus Zollikofer, Zimmermann und Schleiermacher bringt). Nach Lesung der beiden Predigtbruchstücke in ‚Geld und Geist' scheinen Sie mir dazu geeignet, diesen Gedanken zu verwirklichen"[1]). Zum Schluß fragt er ihn, ob er die Predigten wirklich gehalten habe, von denen seine Werke Bruchstücke aufweisen. Auf Meyers Vorschlag ging Bitzius nicht ein, wie wir es aus dem folgenden Briefe des Verlegers erfahren: „Daß bei Ihnen die Gedanken schnell Fleisch, Blut und Knochen bekommen und als leibhaftige Menschen herumspazieren, und Sie sich daher wenig zu abstrakteren, rhetorischen Formen eigneten und aufgelegt fühlten, mag wohl der Fall sein"[2]). Meyers Vorschlag rief aber bei Bitzius einen Gedanken hervor, den er dem Verleger mitteilte, aber nicht ausführte, den Gedanken nämlich, in einer Erzählung die Heiligkeit der zehn Gebote darzustellen[3]). Bitzius' Brief enthielt auch die Antwort auf obige Frage Meyers; denn dieser schreibt ihm nach Empfang desselben: „Das, was Sie mir über die Predigten schreiben, hat mich insofern gefreut, als es meine Voraussetzung, es müßten wirklich gehaltene, nicht bloß aufgesetzte Predigten sein, bestätigte."

Meyers Schreiben war von einer in seinem Verlag erschienenen Flugschrift[4]) begleitet, an der Bitzius so großes Gefallen fand, daß er sie als Muster für seinen „Doctor Dorbach" nahm, der im Januar 1849 bei Meyer herauskam.

Es sei noch beiläufig gesagt, daß Bitzius sich mit dem Gedanken getragen hatte, seine kleineren Erzählungen bei dem Leipziger

[1]) 15. September 1847.
[2]) 8. November 1847.
[3]) Vgl. hierzu Vorrede des 5. Bandes der „Erzählungen und Bilder" Bartels, X, S. 448.
[4]) Handbuch für Wühler.

Verleger herauszugeben. Doch erschien diese projektierte Sammelausgabe seiner zerstreuten kleinen Sachen nicht in Meyers, sondern in Springers Verlag.

Später ersuchte Meyer den Schriftsteller um Beiträge für seinen „Wegweiser". Dieser aber verweigerte ihm seine Teilnahme, weil er als Kritiker nicht auftreten wollte[1]).

Von den zahlreichen Anfragen, denen Bitzius nicht Folge gab, seien noch folgende erwähnt.

Im Jahre 1849 erklärt sich Louis Garcki in Merseburg bereit, etwas allgemein Volkstümliches für Bitzius zu verlegen[2]). Eduard Vieweg aus Braunschweig läßt durch Valentin, Professor an der Hochschule in Bern, den Pfarrer von Lützelflüh anfragen, ob er geneigt sei, mit ihm in Geschäftsverbindung zu treten. „Er bittet mich," so schreibt Valentin, „Ihnen einen dreifachen Vorschlag zu machen; er ist geneigt, ein Werk von Ihnen zu verlegen, oder eine Sammlung von ausgewählten Werken; drittens hat er daran gedacht, ob Sie nicht eine Fortsetzung von ‚Robinson' (!) bearbeiten wollten"[3]). — Karl Nacke in Ermsleben am Harz, Regierungsbezirk Merseburg, teilt Bitzius seine Idee mit, in dem von ihm herausgegebenen pädagogischen Jahresbericht eine Uebersicht über das Volksschriftenwesen im allgemeinen wie über Volksliteratur im besonderen den anderen Arbeiten anzureihen. „Ich habe schon", so fährt er fort, „im Vorwort zum vierten Jahrgang auf den berühmten Mitarbeiter hingedeutet"[4]).

Im Jahre 1850 bittet ihn Westermeier, Pastor zu Burg bei Magdeburg und Geschäftsführer des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland, um ein erzählendes Werk, in dem die Mundart nicht vorwiegend sein soll, um ein Buch wie „Uli".

Im Jahre 1851 bittet Dr. Pachler, Redakteur des un-

1) G. Meyer an A. B., 8. November 1851.
2) 20. Juli 1849.
3) 1. Oktober 1849.
4) 12. Dezember 1849.

ter Verantwortlichkeit des österreichischen Lloyd erscheinenden Familienbuches, den Schweizer Schriftsteller um seine Mitarbeit[1]).

1852 übersendet ihm J. T. Lischke, Schriftsteller und Verleger in Leipzig, seinen „Knecht Ruprecht" und ersucht ihn um Beiträge. „Herzlich gern", schreibt er, „würde ich etwas von Ihnen in Verlag nehmen"[2]). — Im Auftrage der Regierung fragt ihn die Wagnersche Buchhandlung in Freiburg im Breisgau, ob er geneigt wäre, Beiträge oder auch das ganze Manuskript zu dem in ihrem Verlag erscheinenden Volkskalender „Der Freiburger Bote" zu liefern[3]).

Der Vorstand des Vereins zur Beförderung des Seidenbaues in der Provinz Schlesien bittet im Jahre 1854 den Volksschriftsteller um eine Erzählung, in der er den Schlesiern den Seidenbau als Nebenerwerbsmittel nahelegen würde[4]).

Zuletzt sei als Kuriosum der Antrag eines Majors, des geschäftsführenden Mitgliedes des Hauptvereins der allgemeinen Nationallotterie, erwähnt, der im Jahre 1860 den seit sechs Jahren verstorbenen Bitzius um ein Volksbuch ersucht, um sich die Lose für die Lotterie zu verschaffen[5]).

[1]) 31. Januar 1851.
[2]) 10. November 1852.
[3]) 19. Januar 1852.
[4]) 7. April 1852.
[5]) 8. August 1860.

Zweites Kapitel.

I. Gotthelf und die deutsche Kritik.

Die moderne deutsche Literatur setzt eine Scheidung zwischen der Wirklichkeit und dem Leben auf der einen, dem Ideal und der Kunst auf der anderen Seite, eine Kluft zwischen dem Volk und den Trägern der Kultur voraus. Letztere, heißen sie nun Aufklärer oder Romantiker, stehen, indem sie die Welt der Gedanken und der Empfindungen in sich fassen, von der realen Welt völlig abgetrennt. Während der Romantiker an das Wirkliche nicht glaubte, sah der Aufklärer im Gefühle seiner eigenen Ueberlegenheit verächtlich auf das Volk und das konkrete Leben herab. Er mußte aber, seiner praktischen Tendenz gemäß, sich zu dem Volke herablassen, um den dummen Leuten doch ein wenig Bildung und Verstand einzupauken. So schulmeisterte er mit der Fuchtel in der Hand unverdrossen darauf los. Dabei mußte begreiflicherweise sein Standpunkt sich ungemein verflachen. Um dem Volke seine dummen Vorurteile zu nehmen, lehrte er es, nur an das zu glauben, was sich beweisen läßt, und so kam es, daß er nur das als real gelten ließ, was man, gotthelfisch gesagt, mit „Zwilchhandschuhen anfassen" oder „an einer Heugabel anspießen" kann. Da die Aufklärung die realen Bedürfnisse des Volkes nicht kannte, hatte sie ihre Bildungsversuche nach einer allgemeinen Schablone angestellt. Wirkte sie für das

Volk, so wirkte sie doch nicht aus dem Volk heraus. Was sie aufbaute, war ein Gebäude der Unwahrheit, eine verdrehte und verstümmelte Welt.

Die Romantik erklärte das Wirkliche für eine Täuschung, die Schöpfungen der Kunst dagegen für das einzig Wirkliche. Von der Außenwelt feindlich abgewendet, überließ sich der Romantiker einem dilettantischen Spiel mit den blassen Gestalten und leblosen Wesen, die seine souveräne Phantasie schuf, mit den überschwenglichen Gefühlen und abnormen Ideen, die eine überreizte Empfindsamkeit und Sophistik erzeugten. Was dabei herauskam, das waren lauter Hirngespinste, die nur eine Atmosphäre der Lüge ertragen konnten, und sich an der scharfen Luft der Wirklichkeit vollends verflüchtigen mußten. Es währte aber nicht lange, so empfand der Romantiker selbst die unendliche Leere dieser saft- und marklosen Schöpfungen und, um diesen einen Gehalt zu geben, verfiel er auf die Idee, das Volk darzustellen. Er suchte es aber nicht in der unmittelbaren Gegenwart, sondern in der Geschichte eines längst verblichenen Zeitalters, und siehe, da bestand plötzlich die Welt aus lauter Ritterburgen, Klöstern und Spinnstuben, das Volk ganz aus Unschuld, Poesie und Naivität. Kurz, es war eine Welt und ein Volk, die gar nicht der Wirklichkeit entsprachen.

Endlich wurde der Ueberdruß an diesen Phantastereien allgemein, und man sehnte sich aus dieser Atmosphäre der Unwahrheit heraus nach der Natur als dem Ideal, das es jetzt zu erreichen galt. Dieses Sehnen kann man in den Werken eines Immermann und eines Auerbach am deutlichsten wahrnehmen. Der Lügenhaftigkeit der romantischen Welt, die Immermann in dem Baron von Münchhausen verkörpert, stellt der Dichter in der markigen Persönlichkeit seines Hofschulzen die gesunde, kräftige Natur entgegen. In Auerbachs „Frau Professorin" stehen sich Reinhardt und Lorle als Bildung und Natur gegenüber. Der Versuch aber, die eine mit der anderen in Einklang

zu bringen, scheitert, und die Frau Professorin kehrt zu ihrer Natur zurück, die sie niemals hätte verlassen sollen.

Als Immermann seine Oberhofidylle herausgab, war Gotthelf mit seinem „Bauernspiegel" schon aufgetreten. Kein Schriftsteller konnte unter einem günstigeren Zeichen geboren werden als er. Das, wonach die Gegenwart sich sehnte, fand sie in ungeschminkter Treue bei dem schweizerischen Schriftsteller. Hatten Immermann und Auerbach nach der Natur gestrebt, ohne sie vollkommen zu erreichen, so steckte Gotthelf mitten drin: die Natur, die er schilderte, brauchte er nicht erst durch Anempfinden sich anzueignen; sie war ihm etwas von vornherein Gegebenes. Dieser erste Unterschied bedingt sogleich einen zweiten: seine Natur nimmt der Schweizer nicht wie sie ist. Während Immermann sie als einen Endpunkt betrachtet, ist sie für den Schweizer bloß ein Ausgangspunkt. Er schreibt nicht für die Gebildeten, um ihnen die Natur als Heilmittel ihrer Zerrissenheit anzupreisen, er schreibt für das Volk, das er schildert, und stellt ihm reformatorische Aufgaben. Er ruft nicht der gebildeten Welt zu: „Kehrt in den Schoß der Natur zurück; hier werdet ihr eurer Zerrissenheit, Europamüdigkeit, eures Weltschmerzes genesen; der Zwiespalt wird sich in Harmonie auflösen." Vielmehr ruft er seinem Volk zu: „Du sollst nach einer besseren Natur trachten, die die alte ersetzen muß."

Somit hat es den Anschein, als ob die Tendenz Gotthelfs sich von der der Aufklärung in nichts unterschiede. Zwar hatte sich die Aufklärung auch erzieherische Aufgaben gestellt. Aber das Volk, das sie zu bilden unternahm, kannte und liebte sie nicht. Seine Wahrhaftigkeit und seine Liebe zum Volke, das ist es, was den Schweizer von den Aufklärern unterscheidet. Aus dem Volke heraus schuf er für das Volk. So kam er den Aufforderungen und Bedürfnissen einer der romantischen Lügenhaftigkeit und der rationalistischen Superklugheit überdrüssigen Zeit entgegen. Dem im eigenen Vaterland wenig beachteten Jeremias

war es vorbehalten, auf deutschem Boden ganz zeitgemäß zu erscheinen und volkstümlich zu werden.

Der erste, der das deutsche Publikum auf den Berner Schriftsteller aufmerksam machte, war der Literarhistoriker Menzel, der vom Jahre 1838 bis 1854 16 Rezensionen Gotthelfscher Schriften für sein „Literaturblatt" schrieb[1]).

Im allgemeinen kehrt Menzel Gotthelfs Gegensatz zur Romantik und Aufklärung heraus: er betont die Wahrhaftigkeit seiner Darstellung und seine ethischen Tendenzen. Gleich in dem ersten Aufsatz, der dem „Bauernspiegel" gewidmet ist, heißt es:

„Die Schweizer besitzen das Talent und die Neigung, ihr Volksleben darzustellen, und zwar in unmittelbarster Wirklichkeit, in nackter Prosa, die gleichwohl sehr anziehend ist." In dieser Beziehung müsse Gotthelfs „Bauernspiegel" älteren Meisterstücken, wie „Das Leben des Züricher Landvogts Landolt" von Heß, sowie „Salys Revolutionstage" von Ulrich Hegner, angereiht werden. Ueber die ethische Tendenz sagt er, nachdem er den Inhalt des Romans angegeben hat: „An den einfachen Gang dieser Geschichte knüpft der Verfasser Betrachtungen über

[1]) Literaturblatt auf das Jahr 1838. Redigiert von Dr. Wolfgang Menzel Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

	Nr.	101,	S.	401	Besprechung	des BS.
1839	„	111,			„	des SM.
1840	„	54,	„	216	„	der 5 M.
1842	„	44,	„	176	„	des ST.
	„	95,	„	379	„	von UK.
1843	„	70,	„	277	„	der BSS. (1., 2. Bändchen).
1844	„	110,	„	437	„	von AB. u. BSS. (3., 4. Bändchen).
1846	„	8,	„	29	„	des GT.
1847	„	31,	„	124	„	von UK. (2. Ausgabe).
	„	37,	„	146	„	von JW. (1. Band).
	„	76,	„	302	„	von JW. (2. Band).
1849	„	46,	„	183	„	von UP.
1852	„	39,	„	168	„	von ZB.
	„	63,	„	264	„	von GG.
	„	90,	„	369	„	der EB.
1854	„	89,	„	354	„	des SB.

Vgl. auch Hunziker, Gotthelf und Reithard, S. 72.

das Volksleben an, fast in allen Beziehungen." Und dann folgt die Aufzählung der Uebel, gegen die der Schriftsteller sich wendet: die Geldgier, die außereheliche Liebe, das Ueberhandnehmen des Schreibervolks und der Agentenwirtschaft und endlich die Sektiererei.

Die Rezension des „Bauernspiegels" ist für die unmittelbar folgenden Menzelschen Rezensionen maßgebend. Als Leitmotiv derselben kommt das Lob eines Schriftstellers, der „mit seltener Virtuosität das niedere Volksleben darzustellen versteht, aber in der moralischen Absicht zu warnen und zu bessern, schonunglos und mit einer das Gefühl fast verletzenden Treue menschliches Elend und Laster ausmalt".

Dem manchmal etwas befangenen Ton dieser ersten Rezensionen merkt man es jedoch an, daß diese damals ungewöhnliche Schärfe der Darstellung selbst auf einen Mann wie Menzel bisweilen peinlich wirkte, obwohl der Kritiker bemüht ist, sie durch die ethische Tendenz zu begreifen und zu rechtfertigen. So spricht er von Gotthelfs „Sittengemälden aus dem Volksleben, welche voll Naturtreue und tiefer Menschenkenntnis, auch bei zuweilen greller Färbung doch nicht ohne einen zarten Hauch der Poesie sind". „Uli der Knecht" kennzeichnet er als „ein ländliches Genrebild von überraschender Wahrheit, der Wirklichkeit wie aus dem Spiegel gestohlen". Dann aber heißt es: „Eben deshalb kommen auch darin wieder gemeine Charaktere und Situationen vor, die das ästhetische Gefühl verletzen; aber eben d i e Schilderungen sind die wahrsten und enthalten die besten Lehren."

Hatte der Kritiker in den ersten Rezensionen diesen Tadel bedächtig und schonend ausgesprochen, so hält er nicht länger mit seiner Meinung in bezug auf die früheren Werke Gotthelfs zurück, sobald der Schriftsteller sich in seinen späteren Romanen zu den Lichtseiten des Bauernlebens wendet. Er sagt sie anläßlich der „Bilder und Sagen" gerade heraus: „Bitzius ist gegenwärtig der ausgezeichnetste Volksschriftsteller oder Sittenmaler des

Volks, den die deutsche Literatur besitzt. Diese Erzählungen sind heiteren Charakters und lassen einen behaglichen Eindruck zurück, während man von mehreren früheren Werken durch die grelle Färbung, mit der er die vielfache Roheit und Entsittlichung des Volkes ausmalte, gewissermaßen geängstigt wurde . . . Das natürliche Gefühl verlangt vom ländlichen Sittenmaler eine gefälligere Harmonie, eine sanftere Verteilung von Licht und Schatten . . . Der Dichter soll und darf sogar vorzugsweise die schöne und kräftige Natur zumal eines Bergvolkes ins Auge fassen. In dieser Beziehung nun scheint uns Herr Bitzius jetzt das Rechte getroffen zu haben. Die ‚Bilder und Sagen' enthalten einige der lieblichsten Idyllen."

Gotthelfs Stellung zur Aufklärung und Romantik legt Menzel in der Besprechung von „Anne Bäbi" mit klaren Worten dar: „Diese Dorfgeschichten sind ebenso verschieden von den Kalenderweisheit predigenden und den lieben Bauersmann herablassend schulmeisternden Goldmacherdörfern und mildheimischen Geschichten, wie von den rein romantischen Stilleben, arkadischen Idyllen oder Teniersmäßigen Burlesken. Aber es ist von allem etwas darin. Wie sie eben ein treuer Spiegel des Landlebens sind, so kann weder der romantische Zauber, der in der Blüte urkräftiger Volksnaturen liegt, noch auch das Karikierte und Burleske fehlen, welches einerseits durch die Stagnation alter Gewohnheiten, anderseits durch die übelverstandene Kultur im Bauernleben hineingekommen ist, und endlich mußte den Volksfreund die Wahrnehmung so vieler Schwachheit und Torheit zu Ermahnungen auffordern und dem Sittenmaler einen praktischen Zweck bezeichnen . . . Bitzius ist ein Charakterzeichner und Seelenmaler, wie es wenige gibt. Wer sollte glauben, daß dem gemeinen Bauernleben ein so großer Reiz abzugewinnen wäre, und gerade durch treue *ungeschminkte* Auffassung? Denn hier (in ‚Anne Bäbi') ist keine Schwäche, keine Blöße, keine Gemeinheit der Natur verschwiegen, aber der Reiz liegt eben

in der Wahrheit." Dann heißt es von der Szene des Heiratsantrages: „Sie ist so einfach und schmucklos erzählt, daß man vergebens romantische Farben oder Ausdrücke erwartet, und doch weckt sie im Herzen des Lesers die tiefste Rührung."

Gotthelfs geniale Begabung, seine geradezu erstaunliche Sicherheit in der Zeichnung und sein unversiegbarer Humor haben vielfach zu Vergleichen mit Dickens herausgefordert. Auch Menzel stellt eine Parallele zwischen dem Engländer und dem Berner an: „Es ist uns nicht bekannt, ob die Engländer schon von unserem Bitzius Notiz genommen haben; sobald es aber geschieht, zweifeln wir nicht, sie werden seine großen Vorzüge anerkennen; denn sie haben Sinn für das Naturwahre, und hierin wird ihr beliebter Dickens noch sehr von Bitzius übertroffen. Es ist etwas Klassisches in der Einfachheit seiner Motive, und das Licht des Genius brennt hier stetiger, es flackert nicht so, wie bei Dickens."

In Menzels späteren Rezensionen kommt, wie billig, mehr der politische und tendenziöse Gehalt Gotthelfscher Schriften zur Sprache: Auf diesem Gebiet erklärt sich der Kritiker fast in jeder Beziehung mit dem Schriftsteller einverstanden; ja, er hebt manche Ausführungen hervor, die ihm aus der Seele gesprochen sind. So sagt er in der Besprechung des „Geltstags": „Dem Kontrast der modernen Ideen mit dem alten Berner Volksleben weiß der Verfasser mit vieler Ironie alle seine lächerlichen Seiten abzugewinnen. Man denke sich einmal unter jenem derbkräftigen Landvolk die modernen pädagogischen Treibhäuser aufgetan . . . Die radikale Regierung erhält auch wie billig ihre Weisung. Es hat uns in der Seele gefreut, daß hier das Grundverderben berührt wird, welches auch wir bei mehreren Gelegenheiten warnend besprochen haben, der Leichtsinn nämlich, mit dem die Regierung selbst den Wohlstand im Volke zerrüttet durch Begünstigung all und jeder Konkurrenz."

In der Besprechung von „Jacobs Wanderungen" weiß der Kritiker den Kern des Buches sehr geschickt herauszuschälen: „Das große Verdienst des Herrn Pfarrer Bitzius ist, daß er einleuchtender als irgendein anderer die Wirkungen geschildert hat, welche die von dem dritten Stande gegenwärtig gepredigte Irreligiosität auf den vierten Stand übt und üben muß . . ." Daran schließt er treffliche Ausführungen über den Atheismus an, der „seine natürliche welthistorische Bedingung in dem Bedürfnis einer müßigen Aristokratie sich über die Sündhaftigkeit ihrer Handlungen zu täuschen, hat", aber bei der Roheit des vierten Standes der gesellschaftlichen Ordnung nur unheilbringend sein kann.

Der „Schuldenbauer" bietet dem Kritiker die Gelegenheit, sich über die Verdienste des Berner Schriftstellers noch einmal bündig und nachdrücklich auszusprechen, und dabei mit einer sehr begreiflichen Genugtuung auf seine Bemühungen um Gotthelfs Anerkennung zurückzublicken: „Wieder ein (und zwar der letzte) Bauerroman des vor kurzem leider noch in der Blüte seiner Jahre verstorbenen Berner Pfarrers Bitzius, dessen Verdienste in diesen Blättern stets aufs rühmlichste anerkannt worden sind, nicht bloß weil er ein trefflicher Genremaler, sondern auch Sittenmaler ist und eine praktische Tendenz verfolgt."

* * *

Unermüdlich war Menzel für den Berner Volksschriftsteller von dem ersten Jahre seines Schaffens an eingetreten. Auch hatte Reithard, der im Jahre 1844 Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" war, es nicht versäumt, in diesem Blatt, wenn es sich nur tun ließ, den Namen seines Freundes mit Achtung zu nennen[1]). Doch sollte Gotthelfs allgemeines Bekanntwerden nicht von Süd-, sondern von Norddeutschland aus-

[1]) Hunziker (op. cit.).

gehen. Es fällt in die Jahre 1846 und 1847. Wenn man Pröhle glauben soll[1]), war es die sozialistische Triersche Zeitung, ein damals in Norddeutschland ziemlich gelesenes Blatt, die zuerst auf die Bedeutung der Gotthelfschen Schilderungen achtete und immer wieder auf ihn hinwies. Daß die Berliner Sozialisten trotz der Verschiedenheit seines Standpunktes von dem ihrigen in der Mitte der vierziger Jahre — später wurde es anders — das Lob des Berner Volksschriftstellers eifrig verkündeten, darf uns nach obigen Ausführungen nicht befremden: war es nicht folgerichtig, daß sie sich für einen Mann begeisterten, der aus dem Volk heraus für das Volk schrieb?

Ein paar Jahre später steht Gotthelfs Wirksamkeit in voller Blüte, und der Schriftsteller gewinnt einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche Literatur. Nicht nur seine Werke, die seit dem Erscheinen des deutschen „Uli" in den meisten deutschen Blättern besprochen wurden, sondern auch seine Persönlichkeit fesselt die Aufmerksamkeit der Kritik. Wir besitzen eine Reihe von Aufsätzen über den Pfarrer von Lützelflüh, die von diesem Interesse zeugen. Im Jahre 1849, nach einem Besuch in der Pfarre von Lützelflüh, schreibt Brockhaus in seinen „Blättern für literarische Unterhaltung" einen Aufsatz über Jeremias Gotthelf, in dem er eigene Erinnerungen und schriftliche Mitteilungen des Pfarrers verwertet[2]). In demselben Jahre kommt auf Bitzius' Einladung ein Herr Eckardt[3]) nach Lützelflüh, der dann im „Magazin für die Literatur des Auslandes" unter dem Titel: „Bilder aus der Schweiz" seine Schweizerreise und

[1]) Deutsches Museum. Erster Jahrgang 1851. Oktober—Dezember. S. 537—540.

[2]) Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1849. Zweiter Band. Juli bis Dezember. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1849.

[3]) Ludwig Eckardt war 1850—60 Dozent für deutsche Literatur und Ästhetik an der Universität Bern (Schriftliche Mitteilung von H. Prof. Dr. R. Hunziker).

namentlich seinen Besuch bei dem Pfarrer schilderte[1]). Das Interessante an diesem Aufsatz, das sind die Mitteilungen über die äußere Erscheinung des Pfarrers Bitzius und den Eindruck, den er auf seinen Gast machte: Eckardt schildert den Pfarrer als „eine markig gedrungene Gestalt von mehr als mittlerer Größe, kerngesundem, durch keine Lukubration gebleichtem Antlitz und gedankenreicher Stirn. So war auch seine Rede: ernst und gewichtig, ohne Wortreichtum, wie eines Mannes Rede, auf dessen Lippen nichts Kleinliches Platz findet, dabei mild, biederherzig, anregsam, Vertrauen um Vertrauen tauschend . . . wie ein Patriarch der frommen Zeit, ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater eines Häufleins in der Zucht und Vermahnung Jeremias Gotthelf wohnt, waltet, herrscht unter den Seinen des Herrn aufwachsender Kinder, und glücklich sind die Seinen mit ihm. Dieses Zepter der Weisheit, Liebe, Zucht und Kraft, sagen wir lieber der Furcht Gottes, findet auch in der Gemeinde Lützelflüh bei alt und jung vollkommene Anerkennung . . . Wie der Hirt, so die Herde."

„Verkörpert ist in ihm der althelvetische Republikanismus", der auf den Erwerbungen Tells und Zwinglis beruht. „Die zeitgeistige Tyrannei von unten her bekämpft er auf Kanzel und in Schriften, hier in ungebundener und schärfster Sprache geradeaus, dort in defensiver Aufstellung und immer verweisend auf das eine, was not tut, kampfesmutig und siegesgewiß."

Ist Eckardts Aufsatz im Tone warmer Begeisterung und geziemender Ehrfurcht gehalten, so kann dasselbe von dem Artikel nicht gesagt werden, den ein Korrespondent des „Morgenblat-

[1]) Magazin für die Literatur des Auslandes. Redigiert von J. Lehmann. 37. Bd. Januar bis Juni 1850. Berlin im Verlage von Veit und Komp. Nr. 54: 4. Mai 1850. Nr. 57: 7. Mai 1850.
Schweiz. Bilder aus der Schweiz. III. Die Pfarre in Lützelflüh.

tes"[1]) nach einem Besuch in Lützelflüh für dieses Blatt verfaßte: Hier scheint das Maß für solche dem Druck bestimmten Mitteilungen nicht ganz innegehalten zu sein, so daß der Pfarrer seinem Verleger und Pröhle[2]) gegenüber über Taktlosigkeit des Verfassers bitterlich klagte. Gleich im Anfang entwirft der Verfasser ein Bild des Pfarrers, das von demjenigen Eckardts wesentlich abweicht: „Treten wir durch die etwas finstere rauchgeschwärzte Haustür ein. Wir erwarten den Herrn Pfarrer im Empfangszimmer; da geht die Tür auf und vor uns tritt ein sehr wohlgenährtes Männchen mit äußerst blühender Gesichtsfarbe, von dessen Gesichtszügen keiner besonders bedeutend ist, mit Ausnahme der hohen, schön gewölbten Stirn . . .[3])" Das ging noch. Was aber darauf folgt, mußte dem Pfarrer viel ärger vorkommen, obgleich Springer nichts Kränkendes darin fand. „Sie wissen vielleicht," schrieb ihm der Verleger bei dieser Gelegenheit, „daß der Artikel von einem Ihrer Gegner ist, und sehen darum in jeder Zeile einen Angriff. Aber ist denn das so etwas Böses, wenn man erfährt, daß es im Lützelflüher Pfarrhause einen guten Tisch und Keller gibt?" Gewiß nicht, doch mußte es Bitzius ärgern, sich als einen „bon vivant", einen Epikuräer und Lebemann geschildert und mit Mephistopheles in Auerbachs Keller verglichen zu sehen. Wie konnte ihn auch fol-

[1]) Morgenblatt für gebildete Leser. 45. Jahrgang. Stuttgart und Tübingen. Verlag der Cottaschen Buchhandlung.
Nr. 101, 28. April 1851: Korrespondenz-Nachrichten. Aus der Westschweiz.
Nr. 102, 29. April 1851.
Nr. 103, 30. April 1851.

[2]) Springer an A. B., 20. August 1851.
Pröhle an A. B., 6. August 1851.
Ein Auszug dieses Artikels ging ins Frankfurter Konversationsblatt und in die Kölnische Zeitung über.
Pröhle vermutet, daß er von H. Olg sein könnte (Pröhle an A. B., 2. Juli 1851).

[3]) In einem Brief Pröhles vom 6. August heißt es: „Er (der Korrespondent des ‚Morgenblatts' hat Sie wegen Ihrer Größe wirklich unverschämt verleumdet. 5′ 9″ [= 1,72 m] ist schon eine ziemliche Größe . . ." Auch den großen Männern klebt Menschliches, Allzumenschliches an!

gendes anmuten: „Wie ein Sperber schaut unser Wirt nach jedem leeren Glas, um es sogleich wieder zu füllen. Und ist etwa ein würdiger Amtsbruder unter der Gesellschaft — wehe ihm, wenn er nicht aufpaßt! Ohne wohlkonditionierten Kopf kommt er nicht davon, was einen Hauptspaß für Jeremias abgibt. Jetzt ruft die Frau Pfarrerin zu Tische. Wir werden splendid bewirtet, und die geistreiche und gebildete Frau wetteifert mit ihrem Manne, uns aufs vornehmste zu unterhalten. Hier und da wirft Jeremias einen derben Brocken, wie wir deren zum öfteren in seinen Schriften finden, so einen Witz, der mehr nach dem Kuhstall als nach kölnischem Wasser duftet, ins Gespräch, wofür ihm dann die Frau Pfarrerin errötend einen sanften Verweis erteilt."

Minder verletzend und für uns in hohem Grade interessant ist der Schluß des Aufsatzes: „. . . Unvermerkt wird es Abend. Da kommt vom Nachbarhaus herüber im langsamen Holzbodenschritt, die kurze Ulmerpfeife im Mund und die Hände in den Hosentaschen, ein alter Bauer daher: ‚Guten Abend, Rain-Uli!' grüßt der Pfarrer, ‚setzt Euch ein wenig zu uns her!' Rain-Uli ist eine unerschöpfliche Fundgrube für unseren Jeremias; er sieht in jedes Haus hinein und ist die ‚chronique scandaleuse' der ganzen Umgegend. ‚Wißt ihr was Neues, Rain-Uli?' — ‚Nit B'sunderbars, Herr Pfarrer.' — ‚So laßt Euch eins einschenken!' Beim ersten Glase bleibt es nicht. Denn der Alte weiß des Pfarrers Keller zu würdigen. Da beginnt Rain-Uli nach und nach aufzutauen, seine schlauen Aeuglein fangen an zu glänzen, um seinen Mund bildet sich eine sarkastische Falte, und nun gibt er, sich leise an den Pfarrer wendend, ein pikantes Geschichtchen nach dem andern zum besten, die Jeremias in seine reiche Vorratskammer sorglich verschließt, um sie zu gelegener Zeit und am rechten Orte zum Frommen und Vergnügen seiner Leser zu verwenden."

Die auf persönlichen Erfahrungen ruhenden Mitteilungen

Brockhaus', Eckardts und des Korrespondenten vom „Morgenblatt" wurden durch zwei Artikel Pröhles ergänzt, in denen der biographische Teil aus schriftlichen Notizen des Pfarrers geschöpft ist[1]).

* * *

Gotthelf ist das merkwürdige Geschick widerfahren, von den fortgeschrittenen Parteien in Deutschland angepriesen worden zu sein. Nachdem die Berliner Sozialisten ihn in der Mitte der vierziger Jahre entdeckt hatten, — später ließen sie ihn fahren, — wurde er in den fünfziger Jahren von den Leitern der liberalen Partei auf den Schild erhoben. Ueber die Stellung der Parteien in Deutschland zu Gotthelf gibt uns ein Brief Pröhles willkommene Aufschlüsse: „Es hat sich nun einmal in Deutschland die konstitutionelle, jetzt sogenannte Gothaische Partei an Sie gehängt, und ohne Sie geht es nicht mehr. Schwelgte doch selbst der eben abgesetzte Professor Mommsen in Leipzig über Ihren Beitrag zu Nieritz' Kalender pro 1852, den ihm, glaube ich, Wigand schon zu lesen gegeben, und noch dazu in einem politischen Klub. Dahingegen haben Sie unter den Demo-

[1]) Deutsches Museum, 1851. S. 537—540.

Hausbüchlein für das Volk und seine Freunde. Eine Sammlung von Erzählungen, Märchen und Schilderungen aus dem Leben des Volks. Ausgewählt und herausgegeben von Heinrich Pröhle. Mit einer Einleitung über die volkstümliche Literatur in Deutschland 1. Band. Leipzig. Avenarius und Mendelssohn 1852.

Einleitung . . . . Charakteristik der bedeutendsten neuen Volksschriftsteller Deutschlands. Jeremias Gotthelf, S. XXX—XXXII

S. 52—92: Jeremias Gotthelf, Bruchstücke aus BS., U.K., EB, AN.

Pröhle an A. B., 24 Februar 1851: „Schon beabsichtigte ich Ihnen zu schreiben, und Sie um einige Notizen über Ihr Leben (oder den Nachweis, wo solche zu finden) zu bitten, da ich in einem Aufsatze für die ‚Germania' (bei Avenarius) Ihnen auch durch deren Benutzung eine besondere Beachtung zu schenken gedachte. Ich versäume es um so weniger, auch die Bitte Ihnen vorzutragen, als die betreffende Arbeit schon halbfertig in meinem Pulte liegt . . . ." 21. März 1851: . . . „Herzlichen Dank für die biographischen Notizen. Meine Arbeit über das Volksschriftenwesen ist so gut als fertig. Soll später in der ‚Germania' erscheinen [ist aber im Deutschen Museum' erschienen]."

kraten und Reaktionären weit weniger Anhänger, und ich selbst habe mich vor Jahr und Tag veranlaßt gesehen, im ‚Morgenblatt' versteckte Angriffe zurückzuweisen, die das hier in der Nähe erscheinende ‚Volksblatt für Stadt und Land', das seit einigen Jahren unter Nathusius im Dienste der innern Mission steht, gegen Sie richtete. Unlängst soll auch in der ‚Berliner Zeitung' ein Angriff gegen Sie gestanden haben; allein der Feuilletonist derselben ist eben ein verstockter Demokrat (6. Mai 1851)."

Dieses Verhältnis der liberalen Presse zu ihm war dem Schriftsteller so befremdend, daß er sich nicht enthalten konnte, einmal in „Zeitgeist und Berner Geist" auf seine radikalen (!) Freunde in Deutschland zu sticheln. Unter diesen angeblich radikalen Freunden ist Pröhle einer der eifrigsten gewesen. Bevor er sein „Hausbüchlein" herausgab und den schon erwähnten Aufsatz für das „Deutsche Museum" schrieb, hatte er keine Gelegenheit versäumt, auf den Berner Schriftsteller recht dringend hinzuweisen, in dem er „nicht allein das Ideal eines guten Volksschriftstellers, sondern auch den größten jetzt lebenden Dichter deutscher Zunge sah"[1]): so im „Morgenblatt", in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", in den „Blättern für literarische Unterhaltung". In Kühnes „Europa" dichtete er einige Verse an ihn und besprach die „Erzählungen und Bilder" sowie die „Käserei"[2]). Später, nachdem das „Deutsche Museum" Pröhles Aufsatz über Gotthelf und eine vernichtende Kritik von „Zeitgeist und Berner Geist", dessen Verfasser er nicht war, gebracht hatte, gab er in derselben Zeitschrift eine Besprechung des dritten Bandes der „Erzählungen und Bilder", in dem er, da inzwischen der Umschwung in bezug auf Gotthelf schon eingetreten war, jede allgemeine Erörterung behutsam vermied und als ein gewissenhafter Leser jede Erzählung kurz einzeln für sich durchging[3]).

[1]) Pröhle an A. B., 24. Februar 1851.

[2]) Jahrgang 1850, Nr. 69. — Jahrgang 1851, Nr. 7.

[3]) Pröhle an A. B., 27. Oktober 1852.

Noch auf eine andere Weise war Pröhle für Gotthelfs Schriften besorgt, indem er einige Sätze mit eigentümlichen Schwierigkeiten (aus den in Nieritz' Kalender für 1852 und im „Hausbüchlein" stehenden Beiträgen Gotthelfs) für das Grimmsche Wörterbuch erzerpierte[1]).

Pröhle stand in persönlichen Beziehungen zu Bitzius. Ueber diese lasse man sich daran genügen, zu erfahren, daß Pröhles Briefe an den Pfarrer voll Klatsch und deshalb sehr interessant sind. Es sei jedoch noch erwähnt, daß Springer später über ihn zu klagen Gelegenheit fand. So schrieb er im Jahre 1856 an den Pfarrer von Rütte: „Pröhle ist ein nicht sehr lauterer Charakter. Weil ich vor einigen Jahren eins von seinen Manuskripten zurückwies, agiert er von da ab gegen die Gotthelfschen Schriften und versucht manche Manipulationen, worüber ich ihm den Kopf noch waschen werde (21. Nov. 1856)."

Pröhles Aufsätze und Rezensionen erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Er unterscheidet zwischen Gotthelfs Bildern aus dem reichen und dem ärmeren Bauern- und Handwerkerleben; letztere zählt er zu den eigentlichen Volksschriften des Autors, während erstere dem Unterhaltung suchenden Leser den größeren Genuß gewähren. Im allgemeinen beschränkt sich Pröhle darauf, Gotthelfs Gegensatz zu der früheren rationalistischen und der zeitgenössischen jungdeutschen Richtung hervorzuheben. Im Gegensatz zu der ersteren charakterisiert er die Helden seiner Romane folgendermaßen: „Miasli wird (am Ende des Romans) zu einem Typus nach Art jener idealen, für das Volkswohl eifrig besorgten Figuren, die sich schon von Pestalozzi herschreiben. Waren sie bei diesem reine Engel, so werden sie schon in Zschokkes ‚Goldmacherdorf' etwas menschlicher und noch mehr in Gotthelfs ‚Bauernspiegel'." „Nach dem ‚Uli' hat der Verfasser seine Helden nicht anders mehr als durch das Leben selbst erziehen

[1]) Pröhle an A. B., 27. Oktober 1852. Vgl. Fröhlich an A. B., 4. Oktober 1854 (Hunziker, S. 122 f.).

lassen, nicht zu Pädagogen, sondern zu wirklichen guten Bauern. Uli verhält sich zu Zschokkes Oswald, wie das wahre, dem menschlichen Leben nicht entfremdete, sondern ihm befreundete Ideal überhaupt sich zu der Abstraktion verhält. Der Verfasser erzieht sein Ideal vor unsern Augen, während bei Pestalozzi der Charakter der Gertrud und auch des Grafen sogleich fertig dasteht und durch nichts motiviert ist."

In Beziehung auf die zeitgenössischen Richtungen, insbesondere die jungdeutsche, ist Pröhles Urteil über Gotthelf nicht minder günstig ausgefallen: „Die Dichtung aus dem Volk war seit dem Auftreten Josef Ranks und A. Weills in einer Richtung kultiviert, welche man im Vergleich zu Jeremias Gotthelfs christlich-germanischer Richtung die jungdeutsche nennen könnte, ohne deshalb im entferntesten die Autoren derselben dem ehemaligen jungen Deutschland beizählen zu wollen. Ihre Darstellung des Volkslebens verhält sich zu der von J. Gotthelf wie die künstlerische Beobachtung zum Leben selbst." Auerbach und Gotthelf unterscheiden sich dadurch, daß die Dorfgeschichten des ersteren „eine fast epigrammatische Kürze" aufweisen, „die den geradesten Gegensatz bildet zu Gotthelfs wahrhaft homerischer Breite".

* * *

Im Lager der liberalen Partei sind es die „Grenzboten", die am kräftigsten und nachhaltigsten für Gotthelf eingetreten sind[1]). Das Verhältnis der „Grenzboten" zu Gotthelf kann folgendermaßen gekennzeichnet werden: In literarischer Hinsicht haben

[1]) „Die Grenzboten", Zeitschrift für Politik und Literatur, redigiert von Gustav Freytag und Julian Schmidt. Leipzig, Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1850, 2. Vierteljahr:		Jeremias Gotthelf, S. 489—494.
1850, 4.	"	„Die Käserei in der Vehfreude", S. 605—607.
1851, 2.	"	„Der Bauernspiegel", „Der Sylvestertraum", „Kernstellen aus Gotthelfs Schriften", S. 114—116.
1851, 3.	"	„Jeremias Gotthelf und die innere Mission, S. 145—149.
1851, 4.	"	Anzeige von „Dursli" und den „Fünf Mädchen", S. 438.
1852, 1.	"	„Zeitgeist und Berner Geist", S. 275—280.

sie ihn gegen die zu überwindenden Mächte der Vergangenheit, die Aufklärung und die Romantik, sowie gegen die bedeutendste Größe des Tages, nämlich gegen Gutzkow ausgespielt. In religiöser und politischer Hinsicht waren sie bestrebt, mit einem dem ihrigen ganz entgegengesetzten Standpunkt auszukommen und haben sogar denselben bestimmten, ihnen widrigen Tendenzen der Gegenwart gegenübergestellt, um diese zu bekämpfen. Erst als Gotthelf in „Zeitgeist und Berner Zeit" ihres Dafürhaltens über die Schnur zu hauen anfing, haben sie ihn fahren lassen.

Eingehender, als es Menzel getan hatte, legt Julian Schmidt in dem ersten dem schweizer Schriftsteller gewidmeten Aufsatz der „Grenzboten" die Stellung Gotthelfs zur Aufklärung und Romantik dar. Nachdem er das „Streben nach dem Originellen, dem Naturwüchsigen, dem Idyll, nach der Natur", als dem „Ideal, nach welchem sich die erschöpfte Kultur, das durch labyrinthische Reflexionen bedrängte Herz zurücksehnt", bei zeitgenössischen Schriftstellern wie Immermann und Auerbach als die Triebfeder ihres Schaffens bezeichnet hat, fährt er so fort: „Jeremias Gotthelf hat nicht nötig, den Somnambulismus unserer Mondscheinliteratur und die grauen Spinngewebe unserer Dialektik von sich abzuschütteln; der überreizten Empfindsamkeit und der glaubenlosen Sophistik gegenüber ist er noch naiv. Vor der Blasiertheit hat ihn die freie Luft seiner Alpen bewahrt. Der Feind, gegen den er seine Natur bewaffnet, erscheint ihm in einer andern Form, in der Form des politischen und religiösen Radikalismus. Diesem Feinde gegenüber nimmt er die Natur, nicht wie sie ist, in Schutz; sie ist ihm kein Götze, vor dessen fertigem Bilde er sich in den Staub wirft; er tritt ihr vielmehr mit einem Anspruch entgegengesetzter Bildung entgegen. Seine Schilderungen des Volkes sind nicht für die blasierte Gesellschaft bestimmt, die sich durch die Anschauung einer naiven Harmonie von ihrer eigenen Zerrissenheit erholen soll, sondern für das Volk selbst, um es über seine Tugenden und seine Schwächen aufzuklären. Seine

Schriften haben durchaus einen pädagogischen Zweck. Sie unterscheiden sich von den pädagogischen Werken der Aufklärungsperiode dadurch, daß sie das Volk, welches sie zu bilden unternehmen, erst studieren; daß sie ihre Bildungsversuche nicht auf eine Uniform berechnen, in welche die Gesellschaft zu bringen sei, sondern auf eine Pflege des Besondern, Konkreten. Sie haben in ihrer Richtung auf behutsame, schonende Reform viel Aehnlichkeit mit den patriotischen Phantasien eines Justus Möser."

Der Artikel endet mit einer Beziehung auf die zeitgenössische Literatur: dieser verschreibt der Verfasser eine Kur bei Gotthelf. „Eine solche Arznei ist auch gerade unseren sogenannten Gebildeten notwendig. Das weiche, süßliche, zerfahrene, skeptische Wesen unserer jungen Literatur soll sich an dieser starken, vollen, sicheren Natur wieder kräftigen. Wir sollen aus ihr lernen, das Volk, ehe wir es glücklich zu machen streben, erst zu studieren; das Leben, ehe wir mit ihm grollen, erst zu begreifen."

Als im Jahre 1850 die Polemik der „Grenzboten" gegen Gutzkow begann, wurde Gotthelf der Trumpf, den sie gegen den „Diktator der deutschen Literatur" ausspielten. „Man atmet auf," heißt es in der Besprechung der ‚Käserei', die auf eine vernichtende Kritik der ‚Ritter vom Geiste' folgte, „wenn man aus dieser verpesteten Atmosphäre des Lazaretts in die scharfe, heitre Alpenluft des schweizer Dichters versetzt wird. In Gotthelf und Gutzkow sind die beiden Momente auseinandergelegt, welche Immermann in seinem ‚Münchhausen' zu vereinigen trachtete: die mit dem Firnis einer falschen Bildung überkleidete Lüge, und der kräftige Naturwuchs, dessen Säfte durch die Schmarotzerpflanzen der Reflexion noch nicht ausgesogen sind. Jeremias ist nicht nur ein echter Dichter, der ursprüngliche, konkrete, wahrhaft lebendige Gestalten zu zeichnen und in Bewegung zu setzen versteht, sondern er selber, wie er hinter seinen Schöpfungen schelmisch hervorlauscht, ist eine jener ursprünglichen Naturen, die so irrationell als möglich, hart, rauh, eckig, und nichts

weniger als empfindsam, nichts weniger als bequem zum Umgang sind ..."

In dem letzten Aufsatz der „Grenzboten" über Gotthelf kehrt Julian Schmidt noch einmal auf den Gegensatz zwischen dem Berner Schriftsteller und gewissen Richtungen der modernen Literatur zurück, und er läßt die Gelegenheit nicht entgehen, Gutzkow, ohne ihn jedoch namhaft zu machen, wiederum einen Seitenhieb zu versetzen: „Unter allen Dichtern der neuesten Zeit hat Gotthelf die größte Sicherheit im Charakterisieren; seine Charaktere gehen ihm unmittelbar in ihrer Totalität auf. Konkrete Menschen stellt er dar, mit einer Fülle des Details, in der ihm nur Jean Paul und Dickens gleichkommen, während sie ihm in der Sicherheit des Blickes bedeutend nachstehen. Es ist lächerlich, wenn man behauptet, er gebe nur Naturzeichnungen und sei kein Dichter, sondern nur Referent. Schon um eine solche Masse kleiner Züge zu sehen und energisch zu empfinden[1]), ist das Auge eines echten Dichters nötig. Aber Gotthelf zeichnet mit derselben Sicherheit auch Situationen, die er unmöglich hat beobachten können. Er weiß sich in gute, tüchtige, wenn auch einseitige und hartköpfige Naturen jeder Art darum mit so großer Leichtigkeit zu versetzen, weil er selbst eine solche Natur ist. Den Reichtum des Gefühls, die Innigkeit der Empfindung und dabei doch die Kälte und die behagliche Sicherheit des Verstandes und den Eigensinn des Charakters, die er seinen Figuren verleiht, hat er aus seiner eigenen Seele geschöpft, und so quellen die einzelnen Züge mit wahrhaft poetischem Uebermut aus seiner Phantasie hervor. Kein edles Gefühl ist ihm fremd, und doch hat er ein ebenso scharfes als mildes Auge für alle menschlichen Schwächen; seine kerngesunde Natur ist des leidenschaftlichsten Zornes mächtig, aber ihre Grundlage ist jene unbefangene und mitunter ausgelassene

[1]) Diese Gabe, die Gotthelf im höchsten Grade besitzt, vermißt Julian Schmidt bei Gutzkow, der an deren Stelle bloß einen schalen „Pragmatismus" aufweist. (Vgl. hierzu die Rezension über die „Ritter vom Geiste", Grenzboten, Jahrgang 1852.)

Heiterkeit, die auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehen weiß, in dem sicheren Bewußtsein, sein Wesen dadurch nicht zu verletzen. Das alles sind herrliche poetische Gaben, und es wäre an sich kein Hindernis für die künstlerische Entwicklung, daß der Horizont, den er allein umfaßt, ziemlich enge begrenzt ist. Innerhalb derselben ist noch so viel Leben, so viel freie Originalität und so viel feine Nuancen, daß diejenige Form der Dichtung, der er sich hingegeben hat, innerhalb dieses Kreises den reichsten Spielraum findet; ja, es ist ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht wie die meisten andern Dichter seiner Zeit, durch künstliche Standpunkte und durch Riesenteleskope seinen Horizont so erweitert hat, daß er die richtige Perspektive verliert. Was nützt es, die kühnsten Hamlet- und Faust-Ideen durcheinanderzuwerfen, wenn man nicht die sichere eiserne Hand besitzt, aus dieser glänzenden aber verworrenen Trümmermasse wieder ein selbständiges Gebäude aufzurichten?"

Daß das Organ der liberalen Partei in Deutschland den Dichter Gotthelf warm pries, ist ganz naturgemäß. Wie hätte man aber erwarten können, daß es nicht nur über den konservativen und orthodoxen Schriftsteller den Stab nicht brechen, sondern sogar seiner politischen und religiösen Richtung das Wort reden und dieselbe gegen bestimmte Tendenzen der Zeit ausspielen würde! Die Politik, Religion und Moral Gotthelfs erscheinen ihm achtungswert, aus demselben Grund, aus dem seine Dichtung ihm bewunderungswürdig erschien, weil und so lange sie ein Stück Natur sind.

Warum polemisiert Gotthelf gegen den Radikalismus, das heißt gegen diesen fürchterlichen Drang, alles Besondere ins Allgemeine aufzulösen? Weil er „ein schönes Auge für die menschliche Natur auch in ihren Schwächen, ein warmes Herz für ihre Leiden und Freuden hat". Er will ihre natürliche Entwicklung und haßt die Quacksalber, die sie stören. Darum haßt er den Radikalismus.

„Gotthelf ist orthodox, oder wenigstens ereifert er sich ebenso stark gegen den Radikalismus in religiösen als in politischen Dingen. Aber es findet sich bei ihm weder von dem süßlichen Pietismus noch von dem finstern Zelotentum unserer modernen Orthodoxie eine Spur . . . Gotthelf genießt diese Erde und ihr Recht mit vielem Behagen, ja mit Humor. Er ist auch in sittlichen Dingen kein Zelot. Er weiß, daß eine gesunde Natur nicht nötig hat, erst den Katechismus zu befragen, bevor sie sich zu Tisch setzt. Er predigt nicht die Flucht vor der Versuchung, sondern den tapferen Kampf."

Wie man an Gotthelfs Naturprodukte den Maßstab der Kunst und der Aesthetik nicht legen soll, so darf man seine aufs praktische gerichtete, erfahrungsmäßig gewonnene und somit irrationelle Politik und Religion nicht nach dem Richtmaß der spekulativen Philosophie und der systematischen Abstraktion beurteilen. „Am allerwenigsten", heißt es in der Besprechung der ‚Käserei', „darf man philosophische Konsequenz bei ihm suchen. Als tüchtiger Pastor, der seine Angelegenheiten auf Erden zu seinem Frommen und zum Wohl seiner Mitmenschen zu besorgen versteht, aufgewachsen in den Bildern seiner Religion, der er nur die plastisch-poetischen Seiten abgewonnen hat, inmitten zäher, halsstarriger, eigennütziger, aber kerngesunder Bauern, denen man derb entgegentreten muß, wenn man sie leiten will, ist er entschieden konservativer Gesinnung und ein Todfeind alles Radikalismus; er grübelt nicht viel darüber nach, wie es im Himmel aussieht, er zerfließt nicht in Tränen der Reue, verdreht nicht die Augen in brünstigem Gebet, aber es wurmt ihn, wenn so ein Lump von Schulmeister von heute und gestern über seinen Herrgott die Nase rümpfen will, der es nun schon seit so vielen Jahrhunderten mit den Eidgenossen so wohl gemeint hat, und er würde nicht abgeneigt sein, das Discite justitiam moniti et non temnere Divos[1]) mit einem derben Prügel auf den Rücken

[1]) Vergil, Aeneis, VI, 620.

der Ungläubigen zu bläuen, obgleich der nämliche Ungläubige, wenn er in ernste Not geriete, keinen hilfsreicheren Freund finden könnte. Er brummt höchst bedenklich über den Atheismus dieser Zeit, die nicht mehr an den Teufel glaubt, aber er würde jeden leibhaftigen Teufel, der ihm zu begegnen wagte, augenblicklich mit der Heugabel an die Identität des Geistes und des Fleisches zu erinnern wissen ... Wie ich schon einmal sagte, der Pastor Gotthelf tauft seinen Gott anders als wir, aber mit diesem Gott können wir schon auskommen."

Im Anfang 1851 wurden von allen Seiten, und zwar von politischen und religiösen Richtungen, die wenigstens äußerlich derjenigen der „Grenzboten" nahe standen, die heftigsten Angriffe[1]) gegen Gotthelf gerichtet, so daß das Organ des gemäßigten Liberalismus in Deutschland sich veranlaßt sah, wiederum für ihn einzutreten: „Ich will zugeben," so wird diese Verteidigung eingeleitet, „daß bei einem so praktisch verständigen und dabei so hochgebildeten Manne wie Gotthelf das irrationelle Verhältnis zur Religion, die Bitterkeit gegen das Gespenst der Aufklärung, das er nach Gutdünken ausmalt, und die daraus sich ergebende Stimmung etwas unbequem sind, aber man darf zweierlei dabei nicht übersehen. Einmal darf man die dichterische Kraft nicht nach dem Maßstab der Partei berechnen ... Zweitens ist es mit seiner Opposition gegen die Aufklärung nicht so schlimm, als sie aussieht. So heilig ihm auch die Religion ist, so wenig blendet sie seinen Verstand und sein Gefühl." Dann führt Julian Schmidt aus dem „Bauernspiegel" die Stelle über die Einsegnung (S. 170—172 in der Vetterschen Ausgabe) als Beweis dafür an, daß der Schriftsteller auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehen weiß, und fährt so fort: „Ich möchte doch wissen, ob ein rationalistischer Geistlicher es wagen würde, auf eine

[1]) „Blätter für literarische Unterhaltung". 1851. Nr. 76—77. G. Kellers Besprechung der „Käserei" und der „Erzählungen und Bilder" enthält bei aller Anerkennung von Gotthelfs dichterischer Begabung scharfe Worte gegen dessen Christentum.

so unehrerbietige Weise von dem heiligen Mahl des Herrn zu reden. Gerade weil ihm die konkrete Bestimmtheit dieses Sakraments nicht mehr so ungeschwächt im Herzen und im Gedächtnis liegt, wird er zur Ergänzung dieser Stimmung eine gewisse salbungsvolle Ehrbarkeit nicht entbehren können, während der Rechtgläubige, der über den Inhalt seiner Vorstellungen vollständig im reinen ist, keiner Anstrengung mehr bedarf und sich mit Behagen an der realen Welt ergötzen kann. Wir könnten eine Reihe von Stellen anführen, in denen alle die unsittlichen Folgerungen, die man allerdings logisch aus der Idee des Supranaturalismus ziehen kann, mit der größten Heftigkeit verworfen werden; er bleibt bei den einfachen Bildern und läßt die Konsequenzen beiseite liegen. Aehnlich ist es mit seinen Angriffen gegen die Aufklärung. Wenn er gegen dieselbe im allgemeinen predigt, so hat er doch stets bestimmte Erscheinungen im Auge, und diese sind in der Regel so häßlich, daß wir uns mit seiner Polemik vollständig einverstanden erklären können."

Als die zweite, um ein Kapitel vermehrte Ausgabe der „Armennot" im März 1851 erschien, wurde sie von den „Grenzboten" um so freudiger begrüßt, als sie darin „von einem Manne, der dem Anschein nach auf einem entgegengesetzten Standpunkte stand, als der ihrige war, von einem echten Christen über einen vielbesprochenen Versuch des neumodischen Christentums, durch äußere Hilfsmittel den Unglauben zu bekämpfen, eine Ansicht ausgesprochen fanden, die in vielen Punkten mit der ihrigen übereinstimmte".

Mit dem Erscheinen von „Zeitgeist und Berner Geist" im Anfang 1852 tritt der Umschwung der deutschen Kritik in bezug auf Gotthelf ein. Seine liberalen Freunde gehen in das Lager seiner Gegner über. Die „Grenzboten" und das „Deutsche Museum", das ihn stets sehr gelobt hatte, bringen tadelnde Besprechungen des Werkes, in die die öffentliche Meinung einstimmt und auf die andere Blätter sich beziehen. „Das Urteil

der ‚Grenzboten'", schreibt Springer dem Verfasser, „wiederholt sich durch die ganze Journalistik und in den Kreisen Ihrer Freunde" (1. März 1852).

Da das Buch auf sie und ihre Leser einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht hat, halten es die „Grenzboten" für angemessen, einmal auch auf die Schattenseiten des Verfassers einzugehen. „Das Publikum muß vor einer Ueberschätzung gewarnt werden, die auch auf die übrigen produzierenden Schriftsteller einen nachteiligen Einfluß haben könnte." Dann heißt es mit Bezug auf die Vorrede des Buches: „Das ist nicht ein Ausbruch des Gefühls, der allein steht, wie es bei J. Gotthelf häufig vorkommt, den man ihm aber nachsehen kann, weil er wie ein Gewitter ist, in dem sich der lange verhaltene Unmut Luft macht, auf das dann aber wieder Sonnenschein und klare reine Luft folgt. Diesmal geht es das ganze Buch hindurch so, und wenn Gotthelf einmal der Exklamationen müde ist, so kommen Schilderungen von den radikalen Wehrwölfen, die eben keinen erfreulichen Eindruck machen." Eine solche Stimmung, meinen sie weiter, ist keine poetische, zum künstlerischen Schaffen geeignete. Der Verfasser ist ebenso und noch mehr von dem Fieber der Zeit ergriffen als seine Gegner. Der Fanatismus verblendet nicht nur den Verstand, er verkehrt auch das Herz, so daß der Schriftsteller nicht mehr imstande ist, richtig zu empfinden, und die Fähigkeit verliert, richtig zu schildern.

Doch widerrufen die „Grenzboten" auch jetzt nicht, was sie in ihren früheren Artikeln über den Berner Schriftsteller gesagt haben. Auf seine Vorzüge gehen sie noch einmal wohlwollend ein; aber sie halten es für notwendig, endlich auch seine Schattenseiten herauszukehren. Als solche bezeichnen sie die allzu behagliche und unbefangene Sicherheit des Schriftstellers: „Seine Geschichten sind so formlos, daß sie sich von Jean Paul und Dickens nur durch die kleinere Anzahl der Personen unterscheiden, mit denen er es zu tun hat. Dafür wissen diese beiden Dich-

ter aber das Interesse durch die Beziehungen zu den allgemeinen Kulturverhältnissen zu fesseln ... Bei Gotthelf begegnet es uns leicht, daß wir zwar beim Durchblättern fast auf jeder Seite auf einen Zug stoßen, der uns anregt und befriedigt, daß wir aber einen ganzen Roman nur mit einiger Mühe zu Ende bringen." Als zweites störendes Element bezeichnen die „Grenzboten" die Sprache des Schweizers: „Die Ungeniertheit (in der Anwendung des Dialekts), die uns anfangs Spaß machte, artet zuletzt in Roheit aus; und wenn Gotthelf davon abgeht und sich hochdeutsch ausdrücken will, so sieht man diesem Versuch bald das Gemachte an; er wird ganz gegen seine Natur schwülstig und manieriert." Als ein anderer Stein des Anstoßes für den Leser gilt endlich seine beständige Beziehung auf partikulare Verhältnisse.

Nach demselben Maßstab der Natur und Naivität, den der Kritiker früher an Gotthelfs politisches und religiöses Glaubensbekenntnis legte, um dasselbe achtungswert zu erklären, berechnet er jetzt den Wert der politischen und religiösen Richtung des Buches. „Solange er natürlich erzählt, fällt es einem verständigen Leser nicht ein, an seinen religiösen Ansichten zu mäkeln. Echte Frömmigkeit ist eine zu edle Erscheinung, als daß man sich die Freude darüber durch die irrationellen Formen, in die sie sich hüllt, verkümmern lassen sollte ... Anders wird das Verhältnis, wenn er aus der Naivität heraustritt und die Welt bekehren will ... Dann wird aus der Unbefangenheit Geschwätzigkeit, aus dem Gefühl Salbung ... Wenn er mit der Salbung und Prätension eines Mannes, der auf der Kanzel an keinen Widerspruch gewöhnt ist, uns über Philosophie und dergleichen belehren will, so müssen wir ihm zurufen: davon verstehst du nichts! Deine Versicherungen können uns nicht überzeugen, deine Drohungen nicht einschüchtern! — Gerade so ist es mit seiner politischen Gesinnung. Die Natur an sich ist schön und gut, aber die Natur, die sich gegen die Kultur empört, ist

ein Frevel und muß zu Boden getreten werden. In der beständigen Beziehung auf seinen Gegensatz merkt Gotthelf es nicht, daß der Zersetzungsprozeß, den er nur äußerlich sieht, in seinem Innern vorgeht: er glaubt, daß die wirkliche Natur unter dem politischen Treiben zugrunde geht, und es ist nur seine eigene Natur, seine edle und schöne Poesie; sie verkümmert in Haß und Fanatismus."

Doch bedeutet dieses absprechende Urteil der „Grenzboten" keine endgültige Absage der liberalen Partei an Gotthelf. „Gotthelf," so schließt der Artikel, „ist stark genug, um, wenn er ernstlich will, sich diesen Verwirrungen zu entreißen und durch eine künstlerische Form seinen heitern und tüchtigen Gestalten diejenige Vollendung zu geben, die sie allein aus dem trüben Boden der Tages- und Parteischriftstellerei erheben kann; ob er aber, es zu wollen, noch die Kraft hat, ist eine andere Frage. Möge sein nächstes Werk es uns zeigen; wir werden die ersten sein, es freudig zu begrüßen."

Eine andere Stimme aus der liberalen Partei ließ sich im „Deutschen Museum" über „Zeitgeist und Berner Geist" hören. Der Verfasser des betreffenden Artikels ist nach Pröhles Vermutung kein anderer als Robert Prutz, der Herausgeber des Blattes. Weit entfernt, im Tadel und im Lobe so ausgeglichen zu sein, wie der Aufsatz der „Grenzboten", ist der Prutzsche Aufsatz vielmehr rücksichtslos im Verurteilen: daher auch ist er einseitig und läßt dem schweizer Volksschriftsteller keine Gerechtigkeit widerfahren. „Wie heißt doch", so beginnt der Kritiker, „der alte französische Vers, den wir als Schulknaben lernten, von dem Manne, der, nachdem er in der zweiten Stelle geglänzt hat, in der ersten sich verdunkelt?[1]) Wir mußten seiner gedenken, als wir kürzlich die neuesten Veröffentlichungen des bekannten schweizer Volksschriftstellers Jeremias Gotthelf in die Hände

[1]) Aus Boileaus Art poétique: „Tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier."

bekamen.“ Dann folgt ein Hieb auf den Verfasser des früheren Artikels über Gotthelf (Pröhle) und auf die Lobredner des Schriftstellers, die ihn in seinen Absonderlichkeiten und Ungeschlachtheiten nur verstärkt und verhärtet haben.

Seine allgemeinen Erörterungen schließt der Kritiker, indem er dem Schweizer die Möglichkeit abspricht, ein für Deutschland brauchbarer Volksschriftsteller zu werden: „Schon früher ein geschworener Feind der modernen deutschen Philosophie, von der er genau so viel zu verstehen scheint, wie die Mehrzahl unserer modernen Philosophen von dessen Kuhställen und Käsekammern, ist er herabgesunken zu einem kapuzinerhaften Eiferer gegen die moderne Bildung . . .; der naive Maler seiner Zeit und ihrer Sitten ist wenigstens halb verdrängt worden vom fanatischen Bußprediger.“ Zum Schluß kommt eine Besprechung von Gotthelfs zuletzt erschienenen Schriften. „Zeitgeist und Berner Geist“ wird als „der Gallenerguß eines verdrießlichen Reaktionärs“ gekennzeichnet, „den dies am meisten ärgert, daß er in seiner unmittelbaren Nähe keinen Raum findet für seine reaktionären Grillen und der daher in der Stille seiner Schreibstube an der Geduld der Leser Rache nimmt für die praktische Ohnmacht, zu der er sich verurteilt sieht.“ In den „Fünf Mädchen“ sieht er eine fünfmalige Wiederholung derselben Roheiten. „Dursli“ kann er eher gelten lassen: „Doch müssen wir“, so schließt der Artikel, „das Ganze weit hinter einige Volksschriften gleicher Tendenz setzen, von den verwandten Meisterwerken eines Boz (Dickens), einem „Weihnachtsabend“ (Christmas Carol), einem „Heimchen am Herde“ (the cricket on the hearth) gar nicht zu reden.“

So war das Band zerschnitten, das der gemäßigte Bildungsliberalismus in Deutschland mit Gotthelf geknüpft hatte. Er hatte den Schriftsteller deshalb so hoch angepriesen, weil sein naturfrisches und lebenswahres Schaffen einen willkommenen Gegensatz zu den unwahren und verstiegenen Adels- und Künst-

lerromanen der Jungdeutschen bot. Dafür war er nicht abgeneigt, seine politischen und religiösen Anschauungen in den Kauf zu nehmen, oder wenigstens sich über den Gegensatz derselben zu den seinigen hinwegzusetzen. Sobald aber dieser Gegensatz so grell wurde, daß jede Möglichkeit eines Ausgleiches abgeschnitten war, ließ er den Berner Pfarrer fahren, und gab ihn seinen Gegnern preis.

* * *

Unter diesen nimmt Gutzkow die erste Stelle ein. Zu seiner Abneigung gegen Gotthelf haben verschiedenartige Motive mitgewirkt, und zwar in erster Linie wohl der politisch-religiöse Gegensatz der beiden Schriftsteller. Von Haus aus ein Jungdeutscher, konnte Gutzkow es nicht verwinden, daß Gotthelf beständig das junge Deutschland mit der scharfen Lauge seiner Satire überschüttete, obgleich eine arge Täuschung dabei mit unterlief: denn Gotthelfs Angriffe galten nicht dem literarischen, sondern jenem politischen jungen Deutschland, das am Ende der dreißiger Jahre sein Wesen in der Schweiz trieb. Dann aber darf das persönliche Motiv bei Gutzkow nicht übersehen werden. Der Schriftsteller, der in den fünfziger Jahren eine wahre Diktatur in der deutschen „Gelehrtenrepublik" ausübte, mochte sich gekränkt fühlen, als die „Grenzboten" den Verfasser der „Käserei" hoch über denjenigen der „Ritter vom Geiste" stellten.

Gutzkow befaßte sich zum ersten Male mit dem schweizer Volksschriftsteller in einem Aufsatze, der 1851 im „Deutschen Museum" unter dem Titel „Was sich der Buchladen erzählt" erschien. Nachdem der Verfasser die Manieriertheit in der Tagesliteratur gegeißelt hat, bedauert er, daß die minderwertigen Produktionen der Gegenwart die Meisterwerke der älteren Literatur in der Gunst des Publikums verdrängt haben. Dann schildert er, wie diese, die Remittenden, sich mit jenen, den Büchern im eleganten Glasschrank, zanken. Beide Parteien sind

im Begriffe, handgemein zu werden: „Es hätte fast ein Unglück gegeben, wenn nicht plötzlich aus dem Gewühl der Tageslieblinge der deutschen Nation ein stämmiges Wesen mit breiten Schultern hervorgesprungen wäre und in einem widerlich rauhen Schweizerdialekt gerufen hätte: ‚Behüt'! Wer rebelliert da? Wer wagt hier etwas gegen uns Lieblinge des deutschen Volkes? Kennt ihr mich nicht? Zittert! Ich bin die Käserei in der Vehfreude!' Und kaum hatte diese breitschultrige Person diese Herausforderung ausgesprochen, als auch schon ‚Uli der Knecht' mit einer Peitsche, ‚Uli der Pächter' mit einem Gurtmesser und eine Menge anderer gefährlicher Bauern und beliebter Kotsassen herbeisprang, um die ‚Käserei in der Vehfreude' zu unterstützen. Diese stand wie eine Majestät des Buttertroges, in der einen Hand den Milchstampfen, in der andern eine Menge in der Eile ihr gleichfalls zugeflogener kleiner Kritiken und Kunsturteile, die alle für die Herrlichkeit dieser Werke dem deutschen Volke ihren Geschmack verpfändet hatten. Es roch dabei so nach Butter, so nach Eiern, Käse, Kuhmist, daß man nicht mehr in einem Buchladen, nicht auf der Vorhalle des Parnasses, sondern auf einer duftenden Holländerei oder in einem Käsekeller zu sein glaubte"[1]).

Daß Gutzkow in diesem Aufsatze „pro domo" kämpfte, liegt auf der Hand. Wer sollte aber glauben, daß er, wie aus einem Briefe Pröhles hervorgeht, noch nichts von Gotthelf gelesen hatte, als er diesen Artikel schrieb? Denn ein Bekannter von Pröhle hatte einige Zeit darauf Gelegenheit, Gutzkow in Dresden zu sehen und wunderte sich, daß dieser den Berner Schriftsteller in allen Gesellschaften pries mit dem Bemerken, er lese jetzt den „Uli" seiner Frau vor, um bei diesem Anlasse den Verfasser kennen zu lernen[2]).

([1] „Deutsches Museum . . ." Erster Jahrgang 1851. Januar—Juni. „Was sich der Buchladen erzählt". Ein Märchen im neuesten Geschmack von Karl Gutzkow. S. 445—454.

[2]) Pröhle an A. B., 6. Mai 1851 (G. A.).

Wir wissen, daß Springer sich gegen Gutzkows Aufsatz in der Presse verwahrte und mit dem Schriftsteller eine Unterredung hatte, in der er ihm seine unmotivierten Angriffe gegen Gotthelf aufs entschiedenste vorhielt. Dieser Intervention ist es zuzuschreiben, daß Gutzkow sich entschloß, Gotthelfs Werke kennen zu lernen, und, nachdem er „Uli" gelesen, seine Meinung über dessen Verfasser änderte. Es mußte dem Verleger zur Genugtuung gereichen, daß Gutzkow in einer Rede, die er am Schillertage in Leipzig 1851 hielt und die in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" abgedruckt wurde[1]), Gotthelf ungeheuer pries und keinen Anstand nahm, ihn an die Seite Shakespeares zu stellen: „Die gegenwärtige deutsche Dichtung", heißt es in dieser Rede, „hat sich durch den Geschmack des Publikums sowohl, wie durch einseitige Anempfehlung der Theorie in einem Grade an die gegebene Wirklichkeit binden lassen, daß wir nach allen Dichtungsgattungen hin ein bedenkliches Absterben des subjektiv forschenden und individuell sich einsetzenden Idealitätsdranges erblicken. Unter dem Vorgeben, die Poesie in den vorhandenen Existenzen suchen zu wollen, haben sehr talentvolle Dichter sich jetzt auf ein ewiges Wandern begeben und wollen durch Daguerreotypie, verbunden mit einigen romantischen Retuschierungen, den Anforderungen einer Poesie genügen, die unter dem Vorwande der Verjüngung durch das Volksleben vollends im zufällig gefundenen Stoff auf und zugrunde geht. Ein wunderbarer Genius, geboren auf dem freien Boden der Schweiz, ausgestattet mit einer an Shakespeare erinnernden Kraft der Charakteristik, im Ergründen des menschlichen Herzens ein wahrer Totenbeschwörer und in der Wiedergabe seiner Anschauungen ein zauberhafter

[1]) „Allgemeine (Augsb.) Zeitung". Beilage zu Nr. 318. 14. November 1851. „Schiller und das Ideal" von K. Gutzkow. Außerdem findet sich diese Rede noch in einem „Gedenkbuch an Fr. Schiller", das der Schillerverein zu Leipzig 1855 herausgab. S. 161. (Die Angabe der Nummer der Allg. Ztg., wo die Rede erschienen ist, sowie den Hinweis auf das „Gedenkbuch", verdanken wir Herrn Dr. Houben in Leipzig).

Verlebendiger, Jeremias Gotthelf, ist jetzt als das allgemein vorgeführte Musterbild aller echten Produktion in dem Grade ein Gegenpol der Schillerschen Idealität geworden, daß wir, im Endergebnis seiner wilden Kunst zu einer jedem ätherischen Aufschwunge abgeneigten, jeder Anknüpfung an die ewigen Strebungen des aus der Materie sich loswinden wollenden Menschengeistes baren, ja mit Trotz auf die Prosa des Lebens sich steifenden Anti-Idealität geraten und im Hinblick auf jene Idealität, die Schiller, Herder, Jean Paul immer zu den Regionen des Lichtes trug, ausrufen möchten: Heilige Schönheit, bleibe bei uns, denn es will Abend werden! . . ." Wer sollte meinen, daß dieser Stil in den fünfziger Jahren für klassisch galt und von den Zeitgenossen Gutzkows angestaunt wurde!

Solange Gutzkow es bei dem „Uli" bewenden ließ, konnte er sich nur mit Anerkennung, obgleich obiges Urteil ziemlich einschränkend ist, über Gotthelf aussprechen. Sobald er aber in seine Schriften tiefer drang, mußte ihm der politisch-religiöse Gegensatz, der ihn von dem Berner trennte, zum Bewußtsein kommen und alsdann gab er seinem Urteil über Gotthelf eine ganz andere Fassung. Es geschah in einem Aufsatz, der 1853 in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" erschien. Kurz vorher hatte er noch Gotthelf den Vorrang vor Auerbach eingeräumt. In seiner Rezension über den dritten Band der „Dorfgeschichten" sagt er anläßlich der Erzählung „Brosi und Moni": „Indessen scheinen uns diesmal die Figuren zu niedrig gegriffen . . . Für solche Fälle, wo die Dorfgeschichte absolut Unzurechnungsfähiges schildert, hat J. Gotthelf das vortreffliche Auskunftsmittel trotz seines völligen Heimischseins im Leben dieser Menschen, doch über ihnen zu stehen entweder als Strafredner oder als Ironiker"[1]).

Der erwähnte Aufsatz aber ist ebenso ungerecht für Gotthelf

[1]) „Unterhaltungen am häuslichen Herd". Hrg. von K. Gutzkow. Erster Band. Zweite Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus 1853. Nr. 10. S. 160.

als er schwülstig und mit seinen echt jungdeutschen Pointen und Geschmacklosigkeiten auf Effekt berechnet ist[1]). „Bei den Streitigkeiten wegen des Seminars in Münchenbuchsee", so beginnt Gutzkow, „wurde auch mannigfach J. Gotthelf genannt, auf den ein deutsches Ohr, wie sich von selbst versteht, sogleich aufmerksam hinhört. Bitzius hat Waffen genug gegen das moderne Schullehrertum geschmiedet, grobe und feine, lange und kurze, ehrliche Schwerter und unehrliche Dolche. Dieser wunderbar begabte, ohne Zweifel außerordentliche Schriftsteller ist leider vermöge seines Schweizernaturells so sehr ein Rabulist, daß er sich besser zum Advokaten[2]) geeignet haben würde als zum Seelenhirten. Man schildert ihn als einen behäbigen, vollen, runden Lebemenschen, der gut nach Einsiedeln und Muri paßte[3]). Das Wettern und Kanzelrandschlagen, das Seelenaushunzen (!) in seinen Schriften ist bekannt. Wie Gott ihn dazu mit Witz, Phantasie und der prächtigsten Uebung jener traditionellen Schweizerrhetorik, die von Lavater bis Zschokke meist sehr berechnet, bald in Treuherzigkeit macht, bald in Pathos, ausgerüstet hat, wissen alle. Für unser deutsches Gefühl liegt in dieser Wildheit, in der jähzornigen Leidenschaft und dialektischen Knifftologie (!) eines kirchlichen Streithahns etwas tief Verletzendes und muß die Bedeutung, die der seltene Genius dieses Mannes für unsere Literatur haben könnte, selbst für seine Gesinnungsgenossen beeinträchtigen. Eben noch sind wir von Bitzius' meisterhafter Auffassung und Wiedergabe des Volkslebens ergriffen, sehen diese kalten, egoistischen Bauern in der Kleinwelt ihrer Begriffe und

[1]) Nr. 18. S. 282—283.

[2]) Wie muß diese Stelle Bitzius, dem geschworenen Feind der Advokaten und Rabulisten, angemutet haben?

[3]) A. B. an Fröhlich, 8. Februar 1853: „Die günstigen Rezensionen kenne ich in der Regel nicht; mein Verleger sendet mir nur die ungünstigen zu, wahrscheinlich zu geistiger Kasteiung und leiblicher Demut gegenüber dem Honorar, so heute eine von Gutzkow, worin er mich nicht Pfaff heißt, aber sagt, ich paßte am besten nach Muri oder Einsiedeln."
(Hunziker, Briefwechsel zwischen Gotthelf und Fröhlich.)

Interessen mit der ganzen Kraft geschildert, wie sie sich auf der ihnen zugehörenden Scholle zu stemmen und zu behaupten gewohnt sind, lachen mit diesem sprudelnden Humor der Satire, die den Dünkel, die Anmaßung, die falsche Kultur, die Sucht nach Geld und Gut, den Geiz, die verschlungensten Irrgänge eines durch die Landessitte fast berechtigten und naturwüchsigen Egoismus im Schweizervolke mit allen Waffen eines überlegenen Geistes geißelt — und plötzlich sinkt uns der ganze Prophet des Worts und der Herzenskündigung zum zornfunkelnden Teilnehmer dieser ganzen rohen und wilden Parteiwelt herab, wird Parteimann in der ganzen schweizerischen Bedeutung des Wortes, verfolgt die Aufklärung, die Bildung der Zeit, verwechselt die Ausartungen, die leider auch das Streben zum Guten hat, mit diesem Streben selbst, setzt das Gute sogar in die verworfensten und kaum noch sittlich (!) berechtigten Begriffe von göttlicher Ordnung und Heilspflege, malt mit allen Uebertreibungen einer dem Alten Testament entlehnten Phraseologie die Regierung Gottes in Farben, wie man sie dem beschränkten Bauer nicht mehr so grell aufklert, und tritt Logik, Philosophie und Poesie mit Füßen. So verwirrend, so oft zum Schlagtreffen erhitzend und das Blut zum Kopf treibend, wird in diesem Manne des Geistes und des Wortes die schweizerische Parteiung. — Die Gegenpartei hat in Berner Blättern Privatbriefe von Bitzius drucken lassen[1]). Sie stellen den Zuchtprediger in derselben Menschlichkeit hin, in denselben lustigen und an sich ganz lobenswerten Uebergängen von einem Strauße frischer Feldblumen zu einem kräftigen Rinderbraten, von einem Samstagskonzept am Studiertisch zu einer bedachtsam angestellten Probe einer neuen Lieferung Niersteiner (ein treffliches Muster der geistreichelnden Bilderjagd des jungen Deutschlands!), Uebergänge, die sich auch bei seinen Gegnern und überall da finden

[1]) Gemeint ist der Brief: „Ich Kamel an dich Kamel."

werden, wo der Mensch, an sich ganz gerechtfertigt, gern sehen muß, daß er von seinen Ueberzeugungen auch sein Brot zu essen und möglichst seinen Wein zu trinken hat. Aber hat man einmal doch von dem himmlischen Eifer eines Mannes durch authentische Beweise ein solches Bild gewonnen und muß ihn in den allgemeinen irdisch-irdenen Topf der Interessen werfen, wo alle Parteiung Egoismus wird, so nimmt sich auch Bitzius' Zorneifer gegen die armen Schullehrer von Münchenbuchsee, unter denen die Schriften von Strauß und Feuerbach zirkuliert haben sollen, im ganzen genommen, kläglich und über allen Zauber eines eminenten Beobachtungs- und Darstellungstalents hinaus wie im ältesten Schweizervolke von Anno 1777 aus."

Hier haben wir eine Probe, wie keine bessere gewünscht werden kann, jener berüchtigten Sätze, „in deren kreuz und quer übereinandergeschobenen Mauern und Höfen voll schiefer Fenster und unerwarteter Hindernisse man hilflos nach einem Ausgang sucht"[1]). Der langen Rede kurzer Sinn scheint uns zu sein, daß Bitzius, weil er gegen die Unbildung und Verbildung der Schulmeister zu Felde zog, der schwärzeste der Finsterlinge sein soll. Zudem wird man es als eine arge Verleumdung betrachten, wenn Bitzius' ehrlichem Haß eigennützige Motive unterschoben werden.

In den folgenden Jahrgängen der „Unterhaltungen" wird noch ein paar Male des Volksschriftstellers Erwähnung getan, so in einem Aufsatz: „Vom deutschen Parnaß" betitelt[2]), wo unbegreiflicherweise Gotthelf unter die Schüler Auerbachs, und zwar als der beste von allen gerechnet wird, und wo der Verfasser die jungdeutsche „Idealität" gegen den Realismus der

[1]) R. M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. S. 222.

[2]) Unterhaltungen . . . 1854. S. 287 und 1857. S. 320. An kurzen Erwähnungen Gotthelfs wäre noch zu nennen: „In bunter Reihe". S. 78. Die beiden angeführten Aufsätze finden sich auch in der Sammlung: „Kleine Narrenwelt". III. Bd. S. 103 und 303.
[Mitteilungen von H. Dr. H. Houben-Leipzig].

Volksliteratur in Schutz nehmen zu müssen glaubt. Und doch hatten schon Pröhle und die „Grenzboten" darauf hingewiesen, daß Gotthelf es war und nicht Auerbach, auch nicht einmal Immermann, der als Begründer der Dorfgeschichte angesehen werden sollte[1]).

* * *

Wenn wir jetzt zu den Parteien der deutschen Orthodoxie und der Reaktion übergehen, so müssen wir ihr Verhältnis zu Gotthelf als schwankend bezeichnen. Im folgenden Aufsatz des „Volksblattes für Stadt und Land", das unter Philipp Nathusius im Dienste der inneren Mission stand, überwiegt der Tadel bei weitem das Lob und insbesondere wird der theologische Standpunkt des Pfarrers scharf gerügt. „Man traut seinen Augen nicht," so beginnt der betreffende Aufsatz, „wenn man statt der früheren matten Erzählungen, die überall aufklären, belehren und lichten wollten, auf einmal Bücher wie folgende erscheinen sieht: ‚Jacobs Wanderungen' . . . Aus dem Groben herausgemeißelt, mit vielen Ecken und Kanten, derbe, oft nur zu sehr, gründlich, mitunter etwas breit, voller trefflicher Lebens- und Naturschilderungen, religiös, aber nicht eigentlich christlich-biblisch gehalten, das sind die Grundzüge der Gotthelfschen Schriften, auch dieser (‚Die zwei Erbvettern', der ‚Schulmeister'). Er kann mit seinen Bildern und Anschauungen nicht aus seinen Schweizerbergen heraus, und Einsender muß die Verpflanzung Gotthelfs auf deutschen Boden für durchaus verfehlt halten. Der Volksschriftsteller gleicht der Alpenrose; auf fremdem Bo-

[1]) „Grenzboten", X. 1851. 4. S. 400 (Besprechung von Hillebrands deutscher Nationalliteratur). — XI. 1852. 2. S. 215 (Immermann).
Pröhle (Deutsches Museum 1851. S. 537): „Man staunt über die literarische Bedeutung und Wirksamkeit eines Mannes, der schon im Jahre 1836, also zwei volle Jahre vor dem 1838 und 1839 erschienenen ‚Münchhausen' von Immermann den ‚Bauernspiegel' herausgab."

den gedeiht sie nicht . . ."[1]) Da Nathusius, ein früherer Jünger Bettinas, von je in einem wüsten Idealismus befangen war, so kann man es sich erklären, daß ihm Gotthelfs Arbeiten wenig Vergnügen machen konnten, wenn auch obiger Artikel nicht von der Redaktion ausgegangen war.

Das etwas kühle Verhältnis der deutschen Orthodoxie zu Gotthelf erklärt Pröhle aus der dogmatischen Richtung der preußischen Pastoren. Und in der Tat war Bitzius nichts weniger als ein Dogmatiker. Gerade in Anbetracht seines irrationellen Verhältnisses zur Religion nahmen ihn die „Grenzboten" gegen den Dogmatismus und den Pietismus in Schutz.

Im anscheinenden Widerspruch dazu steht die Tatsache, daß die „Evangelische Kirchenzeitung", das Organ der deutschen Orthodoxie, zwei anerkennende Rezensionen über „Jacob" und „Zeitgeist und Berner Geist" 1848 und 1852 brachte. Das Verhältnis der Hengstenbergschen Zeitung ergibt sich am besten aus einem Briefe Hagenbachs an Bitzius: „Es muß eigentlich doch dahin kommen, daß man sich nicht mehr wie in den Friedenszeiten nach Ansichten, nach Theorien, nach Systemen trennt . . .; sondern die Trennung, die jetzt immer mehr hervortritt, ist die der Gesinnung — der Lebensrichtung. Die Guten müssen zusammenhalten gegen die Schlechten, die Gottesbekenner gegen die Gottesleugner, die Volksfreunde gegen die Volkshetzer und Volksverführer, die Ehrbaren gegen die Lumpen. Wenn doch dies nur d i e einsehen wollten, die immer noch ihre dummen Gegensätze von Rationalismus und Supranaturalismus, von Konservatismus und Liberalismus im Kopf haben (18. Oktober 1848)." Diese Ausführungen lassen es begreiflich erscheinen,

[1]) „Volksblatt für Stadt und Land zur Belehrung und Unterhaltung". Siebenter Jahrgang. 1850. Redigiert von Philipp Nathusius. Halle. Verlag von Richard Mühlmann.

Nr. 55. Mittwoch, den 10. Juli 1850. „Die Volksschriften der Jahre 1848 und 1849 (Schluß)."

daß die sogenannte „Reaktion" Gotthelf vom dogmatischen Standpunkt aus verurteilt und ihn vom ethischen Standpunkt aus dagegen gepriesen hat.

Aus Heinrich Leos Rezension über „Zeitgeist und Berner Geist" sei folgende Stelle hervorgehoben, die ganz im Sinne von Hagenbachs Briefe abgefaßt ist: „Die besten Arbeiten unseres Autors haben in sicherem Gefühle immer dies herausgegriffen: allgemeine sittliche Vorgänge, Entwicklungen zum Guten und Schlechten darzustellen an einzelnen Menschen in deren gliedlichen Zusammenhängen . . . Aber bei der bloßen Richtigkeit der Darstellung innerer Vorgänge darf es nicht ganz sein Bewenden haben; diese Vorgänge selbst müssen zugleich an dem Prüfsteine der ewigen Wahrheit gemessen werden, wenn sie einen Zweck haben wollen. — Wir sehen den Riesenkampf, der sich jetzt um die ganze bewohnte Erde schlingt, in obigem Buche abgebildet in Licht und Schatten, den er in zwei Berner Familien wirft . . . Auf solchem Boden sehen wir jenen Riesenkampf des Geistes, der alle Wahrheit leugnet, indem er an deren Stelle die souveräne Richtigkeit zu schieben sucht, vor allem also an die Stelle der Religion den Rationalismus bis zur Gottesleugnung, bis zur eigenen Seelenleugnung hin . . ." Dann wird die Verschiedenheit der Weltanschauung Gotthelfs und Leos im folgenden Satz berührt: „Nicht so hätte Stahl die Revolution bezeichnen sollen: ‚es sei die Leugnung der Ordnung Gottes und die Verehrung der Ordnung des Menschen'; das ist noch viel zu eng: die Revolution ist vielmehr die Erblindung des Menschen für das Persönliche, für die Persönlichkeit in Gott, im Staat, in der Familie, im einzelnen Menschen"[1]).

* * *

[1]) „Evangelische Kirchenzeitung", hrg. v. E. W. Hengstenberg. 50. Bd. Januar bis Juni 1852.
10. April, Nr. 29. „Zeitgeist und Berner Geist" von Gotthelf. S. 265—269.

Sind Gutzkows Angriffe für die Stellung der jungdeutschen Richtung und Leos Rezensionen für die der orthodoxen Schule zu Gotthelf typisch, so ersehen wir am besten aus Gottfried Kellers Aufsätzen über seinen Landsmann, wie dieser vom Standpunkt der Philosophie, und zwar der Feuerbachschen Philosophie, aus beurteilt worden ist. Kellers Rezensionen, die in den „Blättern für literarische Unterhaltung" von 1849 bis 1855 erschienen, sind dem Gotthelfkenner zu bekannt, als daß sie hier einer eingehenden Betrachtung unterworfen zu werden brauchten. Seine klassischen Urteile über das „epische Talent", die homerische Einfachheit und Naivität des Berner Schriftstellers sind schon lange in die Charakteristik Gotthelfscher Schriften übergegangen. Sie sind eben ein Gemeingut für alle diejenigen geworden, die sich mit Gotthelf befassen. Es soll daher nur auf die Stelle hingewiesen werden, in der Keller auf die Feuerbachsche Philosophie Bezug nimmt, um den religiösen Gehalt Gotthelfscher Werke verwerflich zu finden: „Jedes Buch Jeremias Gotthelfs ist eine treffliche Studie zu Feuerbachs ‚Wesen der Religion'. Der Gott, der diese Bauern regiert, ist noch der alte Donnergott und Wettermacher. Sie hängen ab von Regen und Sonnenschein, von Licht und Wärme und fürchten Hagel und Frost. Sie zittern vor dem Blitzstrahl, der in ihre Scheune schlägt, und halten ihn für die unmittelbare Folge einer bösen Tat. Besitz und irdisches Wohlergehen verlangen sie von Gott und sind zufrieden mit ihm in dem Maße, als er dieselben gewährt. Er ist der Gewährsmann und Gehilfe aller ihrer Leidenschaften . . . Da ist nie die Rede von der ‚schönen symbolischen Bedeutung' des Christentums, von seiner ‚herrlichen geschichtlichen Aufgabe', von der Verschmelzung der Philosophie mit seinen Lehren."

* * *

Unter den zahlreichen Rezensionen über Gotthelfs Werke, die von keiner politischen, religiösen oder philosophischen Voreinge-

nommenheit bei ihren Verfassern zeugen, sei nur die bedeutendste herausgegriffen, die 1853 im „Pädagogischen Jahresbericht" von Karl Nacke erschien.

Dem Verfasser dient wiederum der Gegensatz Gotthelfs zur rationalistischen Literatur zum Ausgangspunkt seines Aufsatzes. „Den ungeheuren Erfolg, den Gotthelfs Schriften namentlich in der Schweiz (!) fanden, verdankten sie wohl zu allernächst etwas Aeußerlichem, der Wahl des Stoffes. Es war etwas so Neues, statt der bisherigen, mit übermenschlichen Tugenden oder unmenschlichen Lastern begabten Fürsten, Grafen, Ritter, Räuber und dergleichen ganz einfache Menschen aus dem einfachsten Stande dargestellt zu sehen. Der Bauer griff jetzt begierig nach einem Buche, in welchem er sich selbst mit seinen Umgebungen, seinen eigentümlichen Hantierungen, ja seinen Gedanken und seiner Sprache auf das Treueste geschildert fand[1]). So schwand mit einem Male das bäuerische Vorurteil gegen gedruckte Lügen. Die Volksschrift wurde zu einem weitgreifenden Bildungsmittel. Damit haben wir das Ziel aller Gotthelfschen Schriften bezeichnet, das er mehr oder weniger streng verfolgt und nur da trotz aller rhetorischen Anstrengungen nicht erreicht, wo die Klarheit seines Geistes und die Tiefe seines Gemütes durch Parteihaß getrübt wird (‚Zeitgeist und Berner Geist'). Obgleich Gotthelfs Schriften ursprünglich nur der Schweiz angehören sollten, so haben sie sich doch durch lesbare Bearbeitungen überall Bahn gebrochen, wo deutsch geredet wird. Aber wie sie nur im schweizerischen Leben wurzeln, so konnten sie nur auf heimischem Grund und Boden zu eigentlichen Volksbüchern werden. In Deutschland ist dies nicht möglich, und die Erfahrung hat bereits gelehrt, daß sie nur insofern zu dem Titel ‚Volksbücher' berechtigt sind, als sie den gebildeten Deutschen in das wahre

[1]) Das Gegenteil dieses Urteils ist wahr: die Bauern wollten gerade darum von Gotthelf nichts wissen, weil sie sich in seinen Schriften konterfeit sahen. (Vgl. Hunziker, Gotthelf und Neithard, S. 62 f.)

Volksleben der Schweiz einführen." Dann kommt eine kurze Charakteristik aller bei Springer erschienenen Werke Gotthelfs. Da aber der Verfasser diese nach der Reihenfolge ihres Erscheinens bei Springer bespricht, so verfällt er in den Irrtum, den „Bauernspiegel" als eins der letzten Werke Gotthelfs zu betrachten, und schreibt komisch genug: „Hier bemerken wir zum ersten Male einen Mangel an Objektivität, der sich am deutlichsten in den letzten Kapiteln zeigt." Dann bespricht er „Zeitgeist und Berner Geist", wo er diese Subjektivität auf die Spitze getrieben findet: „Diese Leidenschaftlichkeit tritt mit einer solchen Bitterkeit und Gehässigkeit auf, daß man den Verfasser eines ‚Uli' kaum mehr erkennt. Jede Gelegenheit, der gleichzeitigen Berner Politik oder der Bildung und Aufklärung der neueren Zeit einen Hieb zu versetzen, wird benutzt, oft genug an den Haaren herbeigezogen. Glaubt sich der Verfasser berechtigt, solche Bücher für das Volk zu schreiben, so wird er auch der Kritik die Berechtigung zugestehen müssen, sie verwerflich zu finden und davor zu warnen"[1]).

* * *

Wie wir sehen, ist Gotthelf einer der Schriftsteller, mit denen sich die deutsche Kritik in den fünfziger Jahren am meisten beschäftigt hat[2]). Die Beliebtheit des Berner Pfarrers erklärt

[1]) „Pädagogischer Jahresbericht für Deutschlands Volksschullehrer." Im Verein mit Bartholomäi, Hentschel, Kellner, Lüben, Prange, Schulze und Stoß, bearbeitet und hrg. von Karl Nacke. 7. Bd. Leipzig. Verlag von Fr. Brandstetter. 1853. „Literatur der Jugend- und Volksschriften". S. 110—116.

[2]) An sonstigen Rezensionen über Gotthelfs Werke wären noch zu nennen: Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, 1843: Besprechung des „Schulmeisters". — Stuttgarter Süddeutsches Schulblatt, 1840: Besprechung des „Schulmeisters" (Vetters Beiträge, S. 70f.) — Deutscher Bote aus der Schweiz, 1842, Nrn. 63, 64, 70, 72: Besprechung von „Uli der Knecht" (Vgl. Hunziker, der Briefwechsel zwischen J. Gotthelf und Hagenbach, S. 11). — Augsb. Allg. Ztg., Beilage zu Nr. 255. 12. Sept. 1849: „Die Romane des J. Gotthelf" — Beilage zu Nr. 183. 2. Juli 1849: „Zur Volksschulliteratur: Uli der Pächter (aus Menzels Literaturblatt)". —

sich aus einer Reaktion gegen den subjektiven Idealismus der Romantik, die zu dieser Zeit eintrat. Doch geben wir das Wort den „Grenzboten“, die diese neue Richtung am treffendsten gekennzeichnet haben: „Die Poesie“, heißt es dort, „strebt nach Volkstümlichkeit, nicht mehr in dem Sinne der Aufklärung, wo man sich herablassen zu müssen glaubt, um dem dummen Volk allmählich die Weisheit der studierten Leute beizubringen, sondern umgekehrt, mit dem Trieb, zu lernen, aus einer nicht eingebildeten, sondern in bestimmten, geschichtlichen Formen erscheinenden Natur neuen Lebenssaft für das allzu matt pulsierende Blut der Kunst zu saugen. Die Naturpoesie, welche Auerbach, Jeremias Gotthelf und die gleichgestimmten Schriftsteller den schwarzwälder und schweizer Dorfgeschichten ablauschen, ist nicht nur verschieden, sondern der gerade Gegensatz zu der idealen Natur, welche Rousseau in seinem ‚Emil‘ sucht; sie ist, wenigstens der Empfindung nach, auch der Gegensatz zu der ‚Natur‘ Werthers und des Hainbundes, ebenso zu dem modernisierten griechischen Ideal, in welches Schillers Lyrik sich flüchtet“[1]).

II. Gotthelf und das deutsche Publikum.

Im Januar 1846 schreibt Pfarrer Schwerdt dem Pfarrer von Lützelflüh: „Es versteht selten jemand, zu dem Herzen des Volkes

Die Allg. Ztg. erwähnt Gotthelf in der Beilage zu Nr. 108. 18. April 1851: „Josef Rank, aus dem Böhmerwalde“; — in der Beilage zu Nr. 245. 1. Sept. 1852: „Hartmanns Kiltabendgeschichten.“

[1]) „Grenzboten“, X. 1851, 1—2. S. 17. „Die Reaktion in der deutschen Poesie.“

so innig zu reden wie Sie, und auch in Deutschland mehren sich von Tag zu Tag Ihre Verehrer (24. Januar 1846)." In demselben Jahre schreibt ihm Springer: „Der ‚Uli' fängt an, sich allerorten Bahn zu brechen und Anklang zu finden. Sogar Ihre früheren Werke gewinnen Nachfrage und Publikum (14. September 1846)." Acht Jahre später finden wir von Springers Hand diese Worte: „Das Publikum wendet sich von Ihren Schriften ab (15. April 1854)." Diese Briefe umfassen die Blütezeit des Volksschriftstellers Gotthelf in Deutschland. Zwischen dem deutschen „Uli" und dem verhängnisvollen „Zeitgeist und Berner Geist" — um die Grenze etwas enger zu ziehen — liegt ein Zeitabschnitt von fünf Jahren, in denen Gotthelf einer von den beliebtesten deutschen Schriftstellern gewesen ist.

Ein Schweizer, der in Berlin lebte, Professor Steiner[1]), war der erste, der die Schriften seines Landsmannes im Norden in einige höhere Kreise verbreitete. Bitzius kannte ihn persönlich und scheint seinen Eifer für die Verbreitung Gotthelfscher Schriften mit Undank belohnt zu haben. Denn als Steiner einmal in Bern mit ihm zusammentraf, wurde er von dem Pfarrer so unglimpflich behandelt, daß er über die ihm widerfahrene Kränkung nachmals Springer gegenüber klagte. Was Bitzius zu dieser Beschimpfung verleitet hatte, das war wohl die Meinungsverschiedenheit der beiden Männer in religiösen Fragen. Doch scheint ihm Steiner diesen Auftritt nicht nachgetragen zu haben, wie wir es aus einem Brief Springers ersehen: „Ich kam aus Anlaß der Zeichnungen zu ‚Uli' mit Steiner zusammen und das Gespräch fiel natürlich sehr bald auf Sie! Er ist sehr außer sich, wie sie ihn behandelt hätten, zumal bei seinem letzten Besuche in Bern. Dabei ist er über Ihre Schriften des Lobes voll . . Steiner weiß nicht, Sie gekränkt zu haben, wenn er auch, namentlich was die religiösen Fragen betrifft, auf einem von dem

[1]) Der Mathematiker Professor Steiner stammte aus Utzenstorf. (Schriftliche Mitteilung von H. Prof. Dr. R. Hunziker.)

Ihrigen sehr entfernten Standpunkt steht und dies Ihnen nie verschwiegen hat. Er hängt an Ihrer Freundschaft, der ihm angeblich von Ihnen widerfahrenen schlechten Behandlung ungeachtet, und wenn er über seinen ‚Bitzi' auch schimpft, ist er doch über Jeremias Gotthelf des kräftigsten Lobes voll! Sie hätten ihm auch bis vor wenigen Jahren von allen Ihren Schriften ein Exemplar verehrt (10. Juli 1849)." In seiner Antwort äußerte sich Bitzius eingehend über Steiner, wie wir es aus einer Stelle des nächsten Briefes Springers erfahren: „Es ist sehr treffend, was Sie von Steiner sagen. Er ist ein Mensch, bei dem die allgemeine B i l d u n g weder mit seinem Verstande noch der Wissenschaft, welcher er sich gewidmet, parallel geht, und wohl hieraus entspringt fürnehmlich die Abnormität seiner Handlungen! Er liebt Sie aber doch und spricht von Ihnen, wenn auch mit Derbheit und Hieben, doch mit einem gewissen landsmännischen Stolz (28. Aug. 1849)."

Daß Gotthelfs Schriften an den preußischen Hof gelangten, darf wohl als Steiners Verdienst angesehen werden. In diesem hohen Kreis war es vornehmlich die Prinzessin von Preußen, die sich für Gotthelf begeisterte. Ein ehrenvolles Zeichen dieses Wohlwollens der königlichen Familie war der Besuch, den der preußische Gesandte in Bern, Herr von Sydow, dem Pfarrer von Lützelflüh abstattete, um ihm den Beifall Seiner Majestät zu bezeugen. Als darauf Bitzius in einem Brief an seinen Verleger die hohen Gönner erwähnte, die er in der preußischen Hauptstadt habe, schrieb ihm dieser: „Daß die Prinzessin von Preußen an Ihren Schriften Geschmack gefunden, wußte ich; ich sende ihr die „Erzählungen und Bilder", sobald sie fertig, als Geschenk (10. Juli 1849)." Und in dem folgenden Brief schreibt er: „Ich habe vor, ein Exemplar des ‚Uli' mit den Zeichnungen, schön gebunden, Ihrer Protektrice, der Prinzessin von Preußen, mit einem Brief zu überreichen (28. Aug. 1849)." Als der Republikaner Gotthelf sich darüber wunderte, daß der

Verleger sich an „Ihre Königliche Hoheit“ wendete, antwortete er ihm: „Es geschieht als Geschäftsmann (7. Okt. 1849).“ Für das ihr gesandte Exemplar des „Uli“ ließ sich die Prinzessin „tatsächlich und schriftlich“ bedanken[1]).

Einen anderen Kreis von Gotthelffreunden, und zwar den eifrigsten und tätigsten von allen, bildete Springers Familie, sowie die Freunde und Bekannten des Verlegers. Hier wurden die Gotthelfschen Schriften wahrhaft verschlungen und entsprechend bewundert. Während dem Verleger selbst Gotthelfs rein poetische Bücher, wie der „Sylvestertraum“, mehr zusagten, wendete sich der Geschmack vieler seiner Freunde seinen Erzählungen zu[2]). Auf diesen „Sylvestertraum“ hielt Springer große Stücke: „Meine Frau“, schreibt er einmal, „hatte dies Buch zuerst in unserer Familie gelesen; meine Schwägerin folgte nach, dann ich. Das Buch ist wunderschön; es ist eine Trost-, Erbauungs- und Stärkungsschrift und war uns ein wahres Labsal (27. Dez. 1850).“ „Geld und Geist“ heißt Springer das „schöne, ihm liebe Buch“ (16. April 1851). Auch für Gotthelfs Humor war der Springersche Kreis sehr empfänglich: „Ich habe mit meiner Frau Ihren ‚Notar Stößli‘ gelesen. Ich hätte kaum gedacht, daß Sie so schalkhaft sein könnten. Aus der Erzählung müßte sich ein prächtiges Lustspiel machen lassen. Würden Sie so aufbegehren wie Auerbach, wenn Frau Birch-Pfeiffer dies unternähme (29. Febr. 1848)?“ Auch der „Besuch auf dem Lande“ findet im Kreise der Springerschen Familie großen Beifall[3]). Ueber „Uli der Pächter“ fällte Springer ein sehr günstiges Urteil: „Was ich bis jetzt von Bogen eins und zwei gelesen habe, gefällt mir ausgezeichnet: es scheint ein tiefes, so ein Seelen-Buch wie der ‚Schulmeister‘ zu sein, das die Erzählung der Begebenheiten nur bringt, um von den See-

[1]) Springer an A. B., 21. Dezember 1849 (G. A.).
[2]) Springer an A. B., 6. Februar 1851 (G. A.).
[3]) Springer an A. B., 2. Januar 1847 (G. A.).

len und dem Wesen und dem Denken und Wert der Menschen zu sprechen (29. Febr. 1848)."

Doch war die Bewunderung des Springerschen Kreises keine blinde. An Tadel, wo er angebracht war, fehlte es auch nicht. So fand der „Doctor Dorbach" in Frau Springer einen scharfen Kritiker: „Meine Frau hat das Buch gelesen. Sie ist, so voll sie auch des Lobes über die Einzelheiten ist, doch ganz böse mit Ihnen, daß nun auch Sie in Ihren Erzählungen so mitten in dem wenig erwärmenden Getreibe des politischen Lebens unserer Zeit stehen: sie meint, daß gerade das sonst so Wohltuende in Ihren Schriften, in denen der Mensch und mit ihm der Leser auf sein Inneres, auf die reiche Fülle wahren menschlichen Denkens und Lebens hingewiesen wird, dem ‚Wühler' abgehe (19. Febr. 1849)."

Als Bitzius den Verleger um sein persönliches Urteil über „Zeitgeist und Berner Geist" bat, antwortete dieser: „Mein persönliches Urteil über ‚Zeitgeist und Berner Geist' ist — Sie verlangen, ich solle mich offen aussprechen — kein günstiges, und wenn Sie in einem Ihrer Briefe vom Anfang des Jahres sagen, daß das Buch wie der ‚Uli' gefallen werde, so muß ich dem entschieden entgegensprechen: das Buch ist fast eine reine Parteischrift: es fehlen ihm, mit Ausnahme einiger herrlicher Kapitel, jene Seelenmalereien, die Ihre andern Schriften auszeichnen (21. Nov. 1851)!" Und in dem folgenden Brief heißt es noch: „Offen gesagt, hat das Buch unseren Beifall gar nicht. Es ist nichts als ein durch und durch politisches, rein der Gegenwart gehörendes Buch, zu dem mir auch, was die Erzählung betrifft, der Schluß zu fehlen scheint: erwärmte nicht in dieser der herrliche Benz und die nachahmungswerte Lisi, man kriegte es nicht fertig (15. Dez. 1851)."

In fast allen Kreisen der Gesellschaft fand Gotthelf in den fünfziger Jahren Freunde und Verehrer. Unter den Künstlern, treffen wir L. Richter, der den „Besenbinder" illustrierte und

für „Geld und Geist" eine Zeichnung verfertigte, und Hosemann, der, nach Springers Worte, eine wahre Passion hatte, zu Gotthelfs Schriften Zeichnungen zu fertigen[1]), und dem der Verleger zwölf Illustrationen für den „Knecht" bestellte[2]). Unter den Literaten und Gelehrten begegnen wir Mommsen, der für den „Besenbinder von Rychiswyl" schwärmte, Lewin Schücking, dessen westfälische Romane, obwohl von Immermanns „Oberhof" abhängig, Anklänge an Gotthelfs Sittenmalereien aufweisen, und Grimm, der in der Vorrede seines Wörterbuchs dem Berner Schriftsteller ein beneidenswertes Denkmal errichtete. Auch in der Theaterwelt zählte Gotthelf Verehrer, unter denen wir Dr. Köster und seine Frau, erste königliche Sängerin in Berlin, nennen können. Dr. Köster ging sehr lange mit dem Plane um, aus einer Erzählung Gotthelfs den Stoff zu einem Operntexte zu nehmen. Schließlich führte er seinen Plan mit der Erzählung „Wie Joggeli eine Frau sucht" aus. Kapellmeister Taubert komponierte die Musik dazu. Im Dezember 1853 wurde die Oper aufgeführt. Aber sie hielt sich auf dem Repertorium des Berliner Hoftheaters nicht. Aus Springers Briefwechsel erfahren wir noch, daß ein anderer Schriftsteller aus dem „Notar in der Falle" den Stoff zu einem Lustspiel nehmen wollte. Wahrscheinlich führte er seine Idee nicht aus[3]).

Unter den Amtsgenossen des schweizer Schriftstellers interessierten sich viele für dessen Schriften. So erzählt Springer von einem Pfarrer in der Nähe von Berlin, der alle Schriften Gotthelfs für seine Dorfbibliothek angeschafft hatte und ein großer Verehrer derselben und ihres Verfassers war. Dieser Pfarrer stieß sich an dem Judenhaß des Verfassers des „Uli" und wollte ihm wegen dieses Punktes schreiben, da er meinte,

[1]) Springer an A. B., 21. Mai 1849 (G. A.).

[2]) Hosemann hat auch „Uli der Pächter" illustriert.

[3]) Springer an A. B., 19. Dezember 1853; 9. Januar 1854 (G. A.).

daß im Volke der schon hinreichend vorhandene Judenhaß nicht genährt zu werden brauchte[1]).

Der Verfasser des „Schulmeisters" mußte selbstverständlich in dem Lehrerstand Anklang finden. Als Bewunderer Gotthelfs können wir hier den Freund Springers, Lehrer Ferdinand Schmidt, verzeichnen, der die Avant-Rezension des deutschen „Uli" in den Berliner Blättern verfaßte und nach dessen Angaben Gotthelf seinen „Schulmeister" für das deutsche Volk umarbeitete. Springer erzählt noch von einem jungen Volksschullehrer, der, als der Verleger ihm in seinem Laden den Brief, den er eben an Bitzius geschrieben hatte, zeigte, flugs eine Einlage für ihn sandte[2]).

Erwähnen wir noch unter den deutschen Verehrern des Berner Pfarrers die zahlreichen Besucher des Pfarrhauses von Lützelflüh, wie den Maler aus Lübeck, von dem Manuel uns berichtet[3]), auch jenen Baron, den die Magd mit folgenden Worten anmeldete: „Frau Pfarrer, es isch e Fagebund da und wott en Chrüzer[4])", und den katholischen Pfarrer Scheppach, der seine Erinnerungen an Gotthelf in dem „Bund" vom Jahre 1879 veröffentlichte.

Es fanden sich auch Leute, die, obgleich sie von Gotthelfs Schriften im höchsten Grade entzückt waren, diese jedoch anders hätten haben wollen, wie die Gräfin Schwerin, die aus dem „Schulmeister" einen Auszug fertigen, oder ein gewisser Roth in Erdmannsdorf in Schlesien, der aus dem „Dursli" einen den Verhältnissen Schlesiens angepaßten kurzen Auszug bearbeiten wollte[5]).

Auch die naiven Bewunderer fehlten nicht. So fragte ein

[1]) Springer an A. B., 14. September 1846. (G. A.).
[2]) Springer an A. B., 1. Januar 1846 (G. A.).
[3]) Manuel, Albert Bitzius, S. 158.
[4]) Ammann, Zur Erinnerung an J. Gotthelf.
[5]) Springer an A. B., 21. Mai 1852 (G. A.).

deutsch-russischer Freund aus Riga den Verfasser des „Schulmeisters", ob Meieli wirklich existiert habe. Der Bürgermeister von Azmoos bat ihn, eine Frau „à la Meieli" für einen Freund zu suchen. E. E. Duboc (Robert Waldmüller nach seinem Schriftstellernamen) ersuchte ihn, ein verwahrlostes Mädchen aus Brienz zu sich zu nehmen und zu erziehen[1]).

Für viele Bibliotheken wurden Gotthelfs Werke nach dem Erscheinen des deutschen „Uli" angeschafft, und das Volk ergötzte und erbaute sich viel an ihnen, obwohl der Verfasser des bewußten Artikels im „Volksblatt für Stadt und Land" das Gegenteil behauptete, indem er sagte: „Wer an die allgemeine Brauchbarkeit der Gotthelfschen Schriften glaubt, der frage die Vorsteher von Gemeinde-Bibliotheken, von denen wird er hören, daß sie meist ungelesen zurückkommen." Dieser Behauptung muß jeder unparteiische Beurteiler entschieden entgegensprechen. Heißt es doch im Eckardtschen Aufsatz: „Sicherem Vernehmen nach wird unter den vielen Zwickauer Volksschriften keine so begierig gesucht, gekauft, gelesen als Gotthelfs ‚Jacob'". Verfasser dieses besitzt ein Exemplar von „Anne Bäbi" aus einer Dresdner Leihbibliothek, dem man es ansieht, daß es viel und zwar aufmerksam gelesen worden ist, wie zahlreiche Randanmerkungen davon Zeugnis ablegen. Es sei noch erwähnt, daß Pröhle einmal das einem Predigerzirkel gehörende Exemplar des „Doktor Dorbach" entlehnte, auf dessen Titel ein Mitglied des Zirkels dummerweise bei Gotthelfs Namen bemerkt hatte: „Aber nicht vom Verfasser des ‚Uli'"[2]).

Es versteht sich von selbst, daß Gotthelf, der ein guter Hasser war, auch seinerseits in Deutschland angefeindet wurde, aber von diesen Anfeindungen — diejenigen ausgenommen, die die Presse brachte — können wir wenig berichten. Jedoch erfahren wir aus dem Eckardtschen Aufsatz, daß „eine seitdem verblichene

[1]) Vetter, Sonntagsblatt des „Bund", 1896.

[2]) Pröhle an A. B., 2. Juli 1851 (G. A.).

Illustration der vorjährigen Kammer nicht genug über das ‚erzschlechte' Buch (‚Jacob'), nebenbei über das dafür bewilligte Honorar sich ereifern konnte".

Aus unseren Ausführungen erhellt genugsam, daß Gotthelf sich bei dem deutschen Publikum der fünfziger Jahre einer großen Beliebtheit erfreut hat und einer der meistgelesenen Schriftsteller in Deutschland gewesen ist. Diese Volkstümlichkeit erklärt sich, wie wir es dargelegt haben, sowohl aus dem Ueberdruß der Lesewelt an der romantischen Tändelei, der jungdeutschen Witzelei und der rationalistischen Schulmeisterei, als aus ihrem Sehnen nach der Natur.

Ein Ungar wollte, so berichtet Pröhle[1]), in den vierziger Jahren Gotthelf und Sealsfield zusammen in Bern gesehen haben. Wenn etwas an der Sache wäre, so dürfte man dieser Begegnung eine symbolische Bedeutung beilegen. Beide Schriftsteller begegneten sich in dem, was sie dem deutschen Publikum boten, was dasselbe bei ihnen suchte: und das war die unverfälschte, urwüchsige Natur im Gegensatz zu der abgelebten und entkräfteten Kultur der Gegenwart, das waren naturwahre Schilderungen nationaler Eigentümlichkeiten und individuellen Lebens; kurz, es war der Realismus, den sie in die deutsche Dichtung brachten.

III. Gotthelfs Nachruhm in Deutschland.

Wir sahen, wie im Jahre 1852 ein Umschwung in bezug auf Gotthelfs Stellung in der deutschen Kritik eintrat. Das darf aber nicht so aufgefaßt werden, als wäre der Berner Schrift-

[1]) Pröhle an A. B., 2. Juli 1851 (G. A.).

steller gleich nach dem Erscheinen von „Zeitgeist und Berner Geist" in Vergessenheit geraten. Sein Tod im Jahre 1854 rief in Deutschland eine bedeutende Anzahl von Nekrologen hervor, und indem die Kritik bei diesem Anlaß im gesamten Schaffen des Volksschriftstellers Umschau hielt, wurde sie wiederum auf das Große und Unvergängliche in seiner Schriftstellerei aufmerksam, und somit war der unangenehme Eindruck verwischt, den seine letzten Werke gemacht hatten.

Kurz nach der Besprechung des „Schuldenbauers" schrieb Gottfried Keller Gotthelfs Nekrolog, den er mit ihr zusammen 1855 veröffentlichte. Bartels bezeichnet ihn mit Recht als das „pater peccavi" des jüngeren Landsmanns, und in der Tat macht er nicht nur die vielfachen Sünden in den vorhergehenden Artikeln wieder gut, sondern muß als das Beste betrachtet werden, was je über Gotthelf geschrieben worden ist.

In demselben Jahre erschien in den „Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht" eine kleine Erinnerung von Maurer-von-Constant an Gotthelf, die eine Reihe von Auszügen aus Briefen des Dichters an Maurer brachte[1]).

Am 27. Oktober 1855 brachte die „Augsburger Allgemeine Zeitung" einen größeren Artikel, der bei Anlaß des ersten Todestages J. Gotthelfs in der „Basler Zeitung" vom 22. Oktober anonym erschienen war, dessen Verfasser aber laut einem Briefe Springers[2]) der Basler Schriftsteller Meyer-Merian war. Da mehrere deutsche Zeitungen auf den Artikel Bezug nahmen, so mögen hier die Hauptstellen folgen:

„In dem sterbenden Jeremias Gotthelf verlor unser Vaterland eine seiner geistigen Größen und seinen bedeutendsten, Deutschland einen seiner besten Volksschriftsteller, die gebildete Welt einen schöpferischen Genius von ungewöhnlicher Kraft . . .

[1]) „Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht", hrg. von Diesterweg 1855. Heft I. S. 111 ff.

[2]) Springer an Frau Pf. Bitzius, 1. November 1855 (G. A.).

Mit geheimnisvollem Geschick, in mächtigen, wenngleich oft nachlässig kühner Sprache, zeichnete sein Griffel die verschiedenartigsten Charaktere, Zustände und Verhältnisse des Berner Volks und überwiegend des Emmentalischen Stammes . . . Er überwältigt uns durch die Sprache der Wahrheit und den Reichtum großer Gedanken, denen nirgends das echt nationale und christliche Element unseres Lebensinhalts fehlt . . . Der männliche Zorn gegen Sitten- und Gesinnungsverderbnis und die Begünstiger derselben verleitete ihn häufig zu Ungerechtigkeiten auf Kosten der Wahrheit, deren Apostel er sonst war, zu lieblosen Ergüssen und Anklagen, die einem wohlberechtigten Strafer der Volksverführung, einem redlichen und begeisterten Volksfreunde um so weniger gut anstehen. Es ist nur zu wahr . . ., daß in schwachen Stunden verzehrende Leidenschaften über seine edlere Natur Vorteile errangen, sein gesunder geistiger Blick von sonst außerordentlicher Sehkraft sich trübte. Es verdroß dies selbst manche, die mit den Gegnern und namentlich mit solchen, die den Wert eines Mannes bloß nach der politischen Parteistellung im öffentlichen Leben beurteilen, nichts gemein hatten; gute, ehrliche Freunde, die in Gesinnung und Glauben . . . auf einem Boden mit dem Manne standen . . ."

Noch einige Jahre nach seinem Tode blieb das Interesse für Gotthelf in Deutschland rege. Es war dieses vorzüglich das Verdienst des Berliner Verlegers, der verschiedene Sonderausgaben (das „Erdbeerimareili", die „Frau Pfarrerin") und endlich im Jahre 1856 eine Gesamtausgabe mit einer von Manuel verfaßten Biographie Gotthelfs brachte. Kurz vorher hatte Riehl in seiner „Naturgeschichte des Volkes"[1]) Gelegenheit gehabt, für den Berner Volksschriftsteller kräftig einzutreten: „Shakespeare als Dorfpfarrer im Kanton Bern", in diesem für Gotthelf anerkennungsvollen Vergleich, den O. Ludwig in seinen erst 1871

[1]) Riehl, Naturgeschichte des Volkes, III. S. 234f.

erschienenen „epischen Studien"[1]) wieder aufnahm und entwickelte, gipfelte die Riehlsche Charakteristik des Berner Schriftstellers. Zu gleicher Zeit hatte der Literarhistoriker Rudolf Haym die Vorzüge Gotthelfs in diesem geistreichen Ausspruch zusammengefaßt: „Er ist nicht der vollkommenste Dichter, aber in ihm ist der Stoff zu zehn Dichtern."

Die Gesamtausgabe hatte bei weitem nicht den Erfolg, den sich Springer versprochen hatte. Im Jahre 1861 mußte der Verleger deren Preis herabsetzen und den noch bedeutenden Vorrat mit veränderter Jahreszahl und unter dem Titel: „Wohlfeile Ausgabe" auf den Markt bringen. Das Interesse für Gotthelf erkaltete allmählich. Bevor aber das deutsche Publikum über den Schriftsteller hinwegging, scheint eine Art Reaktion stattgefunden zu haben. Im Jahre 1865 brachte die „Berliner Schulzeitung" einen Artikel unter dem Titel: „Auf- und Niedergang J. Gotthelfs"[2]), in dem das Jahr 1847 für den Beginn des Niederganges angesetzt und das Vorherrschen der Politik in allen Schriften Gotthelfs seit „Käthi" als das Hauptmerkmal desselben bezeichnet wurde. Dieser Artikel ist, nach unserem Wissen, die letzte Kundgebung der deutschen Kritik über den Berner Schriftsteller. Dann fiel der große Schweizer der Vergangenheit anheim. Der Grund dafür erklärt sich aus der Signatur der Zeit, die dem deutsch-französischen Krieg vorausgeht: es ist eine Zeit, in der die politischen Interessen auf Kosten der literarischen in den Vordergrund treten und der deutsche Idealismus so begeistert wie kaum jemals gepriesen wird. Die Begründer des Deutschen Reiches und die Bewunderer der Münchner Dichterschule konnten für die Dorfgeschichte unmöglich empfänglich sein. Hatte doch Auerbach selbst im sicheren

[1]) „Jeremias Gotthelf und Shakespeare". (Hessesche Ausgabe, VI. S. 284 f.)

[2]) 15., 22. Januar 1867; 12. Februar II.: Antwort von Alb. Bitzius Sohn.

Gefühle der Zeitstimmung das Gebiet der Dorfgeschichte verlassen, um sich dem Zeitroman im großen Stile zuzuwenden! Und so verschwindet der Schweizer vorläufig fast vollständig von der Bildfläche; was von ihm neu erscheint, ist unbedeutend: 1871 in Heyses „Novellenschatz" zwei Novellen und 1877 eine neue Ausgabe des „Schulmeisters".

Erst in der Mitte der achtziger Jahre sollte Gotthelf gleichzeitig mit dem Aufkommen von Realismus und Naturalismus an die Tagesordnung kommen: 1885 gab Springer eine „Stereotyp-Ausgabe" von ihm; 1886—1887 erschienen bei Reclam die beiden „Uli" im Urtext und etwas später eine Auswahl von Erzählungen. Auch die Kritik zog ihn wieder in ihren Gesichtskreis. 1897 schrieb Bartels einen größeren Aufsatz für die „Grenzboten" über Gotthelf, den er später, 1902, mit Proben aus seinen Werken als Buch herausgab. Endlich besorgte er 1908 eine Auswahl von Gotthelfs Werken bei Hesse, der er eine umfassende Einleitung voransschickte. Bei Bartels, der in Gotthelf mit Recht einen Vorläufer der Heimatkunst begrüßt, erreicht die Gotthelfverehrung in Deutschland ihren Gipfel. Heißt es doch in der erwähnten Einleitung:

„Darüber, daß Gotthelf einer unserer deutschen Großen ist, kann nicht länger Zweifel herrschen ... Mehr und mehr will es mir scheinen, als ob zu dem Dithmarschen Fr. Hebbel ... als einziger Ebenbürtiger der Schweizer A. Bitzius zu treten berechtigt wäre ... Ihre dichterischen Werke ergänzen sich; wer beide Dichter gründlich kennt, hat sozusagen das 19. Jahrhundert im Bilde, der Kreis der Dichtung ist durch diese beiden allein gewissermaßen geschlossen"[1]).

[1]) S. 186.

Anhang.

Zur Geschichte und Aufnahme der in Deutschland erschienenen Werke Gotthelfs

(nach den im Gotthelf-Archiv befindlichen Briefen der Verleger an A. Bitzius)

I. „Der Bauernspiegel“: Zur Geschichte der 3. Ausgabe (1851).

Schon am 21. Oktober 1846 hatte Springer dem Pfarrer von Lützelflüh eine Bearbeitung des „Bauernspiegels“ vorgeschlagen. 1850 kommt er auf diesen Vorschlag zurück: „Der ‚Bauernspiegel‘“, schreibt er am 23. April, „ist noch zu wenig gekannt. Ich halte dafür, daß er ein Buch wie ‚Uli‘ werden kann.“ Gotthelf ließ sich zu einer solchen Bearbeitung bestimmen und so kam im November eine deutsche Ausgabe des ‚Bauernspiegels‘ heraus. Der Maler Fritz Walthard lieferte für dieselbe Illustrationen, die Springer „sehr ansprechend fand, wenn schon allerdings das ländliche Element auf denselben wenig beachtet war (3. Sept. 1850)“, über deren Wiedergabe aber Bitzius sich bei dem Verleger beklagte: „Recht leid ist es mir,“ antwortete Springer am 23. Dezember, „daß Ihnen und Herrn Walthard die Bilder zum ‚Bauernspiegel‘ so wenig gefallen und noch weniger das Haus, das wir hier mit Mühe zustande gebracht . . . Mit dem Hause haben wir also einen Bock geschossen[1]?“

II. „Der Schulmeister“: Zur Geschichte der deutschen Bearbeitung (1848).

Auf Bitzius' Anfrage, ob Springer eine Verdeutschung des „Schulmeisters“ aufzulegen geneigt wäre, erklärte sich dieser in einem Brief vom

[1]) Das erwähnte Haus ist das Bauernhaus, das das Titelblatt der 3. Auflage schmückt.

27. März 1846 dazu bereit: „Nun arbeiten Sie, abgesehen von der Verdeutschung, das Buch ganz um, besonders machen Sie es kürzer, zusammengezogener; statt zwei, ein Band nur." „Es kann daraus," heißt es in einem späteren Brief, „gut ein ganz deutsches Buch werden, wenn sehr vieles fortgelassen wird ... Der Lehrer F. Schmidt hier, von dem auch die Anzeige zum ‚Uli' ist, ... will angeben, was seines Dafürhaltens aus dem Buche, um es zu einem deutschen zu machen, fortbleiben müßte. (6. August 1846)." Dem Verlangen des Schriftstellers gemäß ließ ihm der Verleger den Aufsatz zukommen, den Schmidt über den „Schulmeister" und dessen Bearbeitung als deutsches Volksbuch gefertigt hatte. Nachdem ein paar neue Titel für die deutsche Ausgabe des Werkes in Erwägung gezogen und verworfen worden waren, wurde schließlich der ursprüngliche Titel behalten, und auf Springers Wunsch wurde, trotz des Verfassers anfänglichen Widerstrebens, der deutsche „Schulmeister" in die von Springer und Simion gegründete „Volksbibliothek" aufgenommen. Ende 1848 kamen die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters, Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk" in drei Teilen heraus.

III. „Uli der Knecht": Zur Geschichte und Aufnahme der zweiten (Professor Vetter unbekannten) Ausgabe (1846).

Wie schon erwähnt, hatte der „Verein zur Hebung der norddeutschen Literatur" Ende 1845 eine Bearbeitung von Gotthelfs „Uli" angekündigt. Sofort beschied Springer den Geschäftsführer des Vereins, Otto Ruppius, zu sich, um sich über die Sachlage Aufschluß zu verschaffen. Als Ruppius ihm erklärt hatte, daß Dr. Gersdorf in Erfurt die Bearbeitung des „Uli" gemacht hatte, deren erster Bogen auch bereits gedruckt war, zeigte ihm Springer einen Brief von Bitzius, in dem der Schriftsteller sich gegen diesen Nachdruck aufs entschiedenste verwahrte. Das Ergebnis der Unterredung war, daß Ruppius, wie wir es aus einem Brief Springers erfahren, dem Verleger kurz darauf meldete, daß der Druck eingestellt war. „Haben Sie die Güte," heißt es in demselben an Bitzius gerichteten Briefe, „sich sofort an die Bearbeitung des ‚Uli' zu machen, welche ich denn sowie auch die erwähnte Fortsetzung: ‚Wie Uli als Meister wurde' in Verlag zu nehmen mich bereit erkläre (1. Januar 1846)." Nachdem der Schriftsteller dem Verleger seine Meinung in bezug auf die Bearbeitung dahin geäußert hatte, daß „Uli" sein schweizerisches Gepräge behalten sollte, machte er sich an die „Verdeutschung", die Ende März bereits vollendet war. Nach Empfang des Manuskriptes veröffentlichte Springer eine buchhändlerische Ankündigung des „Uli", und am 15. Juni schrieb er an Bitzius: „Ich brenne vor Be-

gierde, wahrzunehmen, welchen Anklang der ‚Uli' als deutsches Volksbuch finden wird." Am 14. September, kurz nach dem Erscheinen des Buches, berichtete der Verleger über die Aufnahme des Werkes folgendes: „Der ‚Uli' fängt an, sich allerorten Bahn zu brechen und Anklang zu finden ... Sogar Ihre früheren Werke gewinnen Nachfrage und Publikum ... In der deutschen Journalistik werden Sie vielfache Besprechungen und Belobungen Ihres ‚Uli' finden und aus privaten Kreisen gehen mir die interessantesten Kritiken zu, teils mündlich, teils schriftlich. Am wenigsten wollen Elisi und Trinette gefallen ... Auch daß Sie die Juden so hassen, will man hier nicht gelten lassen ..."

Anfang 1848 war die Auflage beinahe vergriffen. Da dachte Springer an eine neue Auflage mit Zeichnungen, für die er sich an Hosemann, „einen Verehrer von Gotthelfs Schriften und einen genialen Mann (5. Mai 1848)", wandte. Da der Künstler ein geborener Städter war, ließ Springer wegen Einzelheiten in den Zeichnungen Originalskizzen, namentlich vom Innern der Berner Bauernhäuser, an Ort und Stelle aufnehmen. Dann mußte auch Professor Steiner seinen Rat erteilen. Am 7. Oktober 1849 schreibt Springer an Bitzius: „Die neue Ausgabe des ‚Uli' ist nun versandt ... Ich bin sehr begierig zu hören, wie Ihnen die Zeichnungen gefallen." Leider sagten sie dem Schriftsteller nicht zu, und zwar, nach unserer Mutmaßung, weil sie zu wenig Nationales hatten[1]).

IV. „Uli der Pächter": Zur Geschichte und Aufnahme der ersten Ausgabe (1849).

Ende 1845 scheint Bitzius in einem Brief an Springer seines Vorhabens, eine Fortsetzung zu „Uli" abzufassen, Erwähnung getan zu haben. Im August des folgenden Jahres hat er sich entschlossen, diesen Vorsatz auszuführen; denn am 6. schreibt ihm Springer: „Daß Sie an eine Fortsetzung des ‚Uli', wie dieser als Meister nun prosperiert, gehen wollen, freut mich sehr." Aber im Januar 1847 hat Gotthelf sein neues Werk noch nicht begonnen, wie wir aus folgendem Briefe des Verlegers ersehen: „Daß Sie mir den Verlag geben, hoffe und erwarte ich mit der Fortsetzung des ‚Uli', an die Sie ja nun auch zu gehen mir verheißen (31. Januar)." Das ganze Jahr zog sich die Redaktion hin: erst Anfang 1848 erhielt Springer das Manuskript; im November war der Druck vollendet. Am 19. Februar des folgenden Jahres meldete der Verleger über die Aufnahme des „Pächters" folgendes: „So vielfach auch der ‚Pächter' hier gefällt, so darf ich

[1]) Im August 1854 kam eine dritte Auflage von „Uli der Knecht" heraus.

Ihnen doch nicht verschweigen, daß man in demselben von seiten mancher Ihrer Verehrer gewisse Breiten tadelt, und um dieserhalb dem ‚Knecht' den Vorzug gibt[1])."

V. „Die Armennot": Zur Geschichte der 2. Ausgabe (1851). „Der Sylvestertraum": Zur Geschichte der Ausgabe (1851).

Ueber die Entstehung der zweiten, um ein Kapitel vermehrten Ausgabe der „Armennot" gibt uns ein Brief Springers vom 15. Juli 1850 Aufschluß. Der Verleger, der die „Armennot" mit seiner Frau liest, muß gestehen, „daß J. Gotthelf in den seit dem Erscheinen des Buches verflossenen zehn Jahren sich viel, viel geändert hat". „Wenn Sie", lautet der Brief weiter, „vom chronologischen Standpunkt aus das Buch ändern wollen, muß sehr, sehr vieles geändert werden ... Dagegen wird ein Vorwort zur neuen Auflage notwendig ... Ein Schluß möchte dem Buche wohl fehlen."

Im November zeigt Springer dem Schriftsteller den Empfang seines Manuskriptes an. Im März 1851 war die neue Ausgabe ausgedruckt.

Die zweite Auflage des „Sylvestertraums", die im Juli 1850 bei Springer herauskam, war bloß eine Titelauflage, die aus den dem Verleger Beyel abgekauften vorrätigen Exemplaren bestand. Im Dezember gedenkt Springer an eine neue Auflage des Werkes zu gehen: „Es ist", heißt es in dem Briefe vom 27., „in Deutschland wenig gekannt ... Es ist ein Buch, das man zu Weihnachten, zu allen Ereignissen des Lebens verschenken kann ... Sie kennen wohl die neueste Ausgabe von Schleiermachers Weihnachtsbuch ... es ist eine Miniaturausgabe im geschmackvollen Einband und Goldschnitt. In dieser Weise wünsche ich die neue Ausgabe des ‚Sylvestertraums' ... Ob Sie an der neuen Auflage etwas ändern wollen, erfahre ich dann wohl auch: ein kleines Vorwort schiene mir ganz am Platze. Dann aber noch ein hübsches Titelbild; es möchte dies freilich mehr eine Allegorie sein müssen, vielleicht mit Randzeichnungen der Engel und Teufel, die der Traum sehen läßt ... Professor Richter in Dresden wäre sonst auch sehr bereit, eine Zeichnung zu erfinden." Etwas später meldet Springer, daß er wegen des Titelbildes mit Düsseldorf und Dresden in Unterhandlung steht. Im No-

[1]) Im Jahre 1850 wurde eine neue Auflage des „Pächters" notwendig, da die zweite deutsche Ausgabe des „Knechtes" auf den Absatz des „Pächters" günstig gewirkt hatte. Sie kam Ende 1850 mit sechs Bildern von Hosemann heraus.

vember 1851 schickte der Verleger die Freiexemplare der neuen Ausgabe des „Sylvestertraums" nach Lützelflüh.

VI. „Käthi die Großmutter": Zur Entstehung und Aufnahme des Werkes (1847).

In einem Schreiben vom 28. Januar 1846 teilt der Verlagsbuchhändler Simion in Berlin dem Pfarrer von Lützelflüh sein Vorhaben, einen allgemeinen deutschen Volksschriftenverein in Gemeinschaft mit Springer zu gründen, mit. Als Mitarbeiter nennt er Spindler, Barth, Auerbach und ersucht Bitzius um seine Teilnahme. Daß Gotthelf seine Mitarbeit versprach und zugleich den Gegenstand des versprochenen Werkes angab, ersehen wir aus Simions Brief vom 21. März: „Ich bin überzeugt," heißt es hier, „daß Sie aus Ihrem einfachen Stoff ein reiches Buch schaffen werden." Im August schreibt Springer an Bitzius: „Ihrer ‚alten Frau' ... sind Simion und ich sehr bald gewärtig (6. August)." Ende 1846 erhalten Simion und Springer das Manuskript der „Käthi", die noch vor der Ostermesse des folgenden Jahres auf den Markt kommt. Die Aufnahme war keine günstige; vernehmen wir Springer darüber: „Im allgemeinen ist die Presse ganz fürchterlich über Ihr neuestes Werk hergefallen und hat unsere junge Volksbibliothek in Acht und Bann erklärt. (3. Januar 1848)."

VII. „Geld und Geist": Zur Geschichte der 2. Ausgabe (1852).

Im Jahre 1850 unterhandelten Jent und Gaßmann mit Bitzius wegen einer zweiten Ausgabe von „Geld und Geist", zu welcher Maler Walthard die Illustrationen liefern sollte. Aber im August fand der endgültige Bruch zwischen dem Schriftsteller und den Solothurner Verlegern statt, so daß die projektierte Ausgabe ausblieb. Am 16. April 1851 schreibt Springer an Bitzius: „Bald werden wir an eine neue Auflage von ‚Geld und Geist', dem mir lieben Buch, gehen." Ein paar Monate darauf erhielt Springer das Manuskript zu der zweiten Auflage von „Geld und Geist". Im März 1852 war der Druck vollendet und die Freiexemplare dem Verfasser versandt. „Daß Sie", schreibt der Berliner am 1. März, „die Schlußzeilen bei der neuen Auflage fortgelassen, will mir fast als ein Zeichen scheinen, daß Sie an eine Fortsetzung des so schönen Buches denken; es wäre sehr schön von Ihnen, — nur müssen Sie auch die nötige Seelenstimmung haben und keinen politischen Haß hineinbringen: Keine Persönlichkeiten, nur Personen! ..." Von dieser Zeit an mahnt der Verleger beständig den Schriftsteller zu einer Fortsetzung von „Geld und Geist", so in dem Briefe vom

5. April: „Ich hoffe, daß ein von Ihnen also beabsichtigter zweiter Teil, eine Fortsetzung des schönen Buches, in nicht ferner Zeit folgen wird.“ „Die von Ihnen beabsichtigte Fortsetzung des ‚Pächters‘ und ‚Geld und Geist‘“, lautet eine Stelle des Briefes vom 22. August 1853, „würde der Gesamtausgabe sehr zustatten kommen.“ Und endlich schreibt Springer am 15. April 1854: „Vom zweiten Teil von ‚Geld und Geist‘ schweige ich also und rechne darauf erst 1855.“ Der Tod aber vereitelte diese Hoffnung.

VIII. „Jacobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz. Zwickau. Erste Abt. 1846, 2. Abt. 1847“: Zur Geschichte und Aufnahme des Werkes.

Wie schon erwähnt, entschloß sich Gotthelf im Jahre 1844 auf die Anregung des Vorstandes des Verlagsvereines für Volksschriften in Zwickau, die Wanderungen eines Handwerksburschen durch die Schweiz zum Gegenstand einer Volksschrift zu machen. Als er dem Kirchenrat Döhner diesen Entschluß mitgeteilt hatte, schrieb ihm dieser am 27. Dezember: „Seien Sie versichert, daß ich mich Ihres künftigen Lieblings — des Wanderburschen — ... als ein geistlicher Vater annehmen werde ... Haben Sie nur die Güte, den Burschen so zu gestalten, daß er hierzulande begriffen und verstanden wird, auch wenn er dann und wann mit Schweizern schweizerisch spricht und diese nicht anders sprechen können. Lassen Sie den Jungen nicht zu dickleibig werden, wenn ich damit auch nicht sagen will, daß Sie ihn in Heringsgestalt entlassen sollen.“ Im folgenden Jahre hält es Döhner für angemessen, dem Schriftsteller für das von ihm unternommene Werk folgenden Wink zu geben: „Sollten Sie irgendwo auf das Gebiet der Religion und Kirche kommen, so muß ich Sie bitten, sich über den Parteien zu halten und die Sprache der Bibel zu führen, die am Ende von allen anerkannt werden muß, sie mögen nun Katholiken, Lutheraner, Reformierte, Mystiker oder Pietisten heißen. Kämen sie auf Jesuiten, dann wollen wir jede Rücksicht schwinden lassen. Mit ihnen ist auf dieser Erde kein Friede zu schließen. (10. August 1845).“

Am 30. September 1846 meldet Döhner dem Schriftsteller, daß der erste Teil des „Jacob“ vom Stapel gelaufen ist und seine Weltreise angetreten hat. Das Werk wurde von ihm im ‚Börsenblatt‘ und vielen Zeitungen angekündigt. Ueber die Aufnahme dieses ersten Teiles meldet Springer, daß das Buch in Berlin im allgemeinen, selbst unter den Lesern, die den Ansichten des Verfassers ganz beipflichten, nicht gefallen hat. Dagegen schreibt Döhner am 28. Februar 1847: „Ihr ‚Jacob‘ ist ein gutes Buch. Dafür

wurde es jüngst in einem Leipziger Blatte öffentlich erklärt und sehr empfohlen."

Der zweite Teil kam in der Mitte des Jahres 1847 heraus. Der Absatz des Werkes scheint auffallend gering gewesen zu sein, da im Jahre 1850 noch eine große Menge Exemplare vorrätig waren (Döhner an A. B., 27. Februar 1850).

IX. „Die Käserei in der Vehfreude": Zur Geschichte und Aufnahme des Werkes (1850).

Am 19. Februar 1849 schreibt Springer an Bitzius: „Auf das Manuskript, das Sie zurzeit unter der Feder haben, von den Dorfkassen und Käsehandel freue ich mich sehr." Am 5. Februar des folgenden Jahres zeigt er dem Schriftsteller den Empfang des ersten Teils des Manuskriptes an und fragt ihn: „Soll der Titel des Buches sein: ‚Geburt und erstes Lebensjahr der Käserei in der Vehfreude'? Ich finde den Titel nicht hübsch." In den späteren Briefen kommt er noch ein paarmal auf dieses Thema zurück: „Die gefeiertsten Schriftsteller," schreibt er am 4. März, „sind die schlechtesten Titelverfertiger." Schließlich erklärt er, daß er sich mit dem Titel „Die Käserei in der Vehfreude" ganz befreundet hat, wenn schon das Wort „Vehfreude" teils gar nicht, teils mißverstanden werden wird. Am 23. April 1850 zeigt er dem Verfasser den Empfang des Schlusses des Manuskriptes an und in dem nächsten Brief bittet er ihn um ein Vorwort zu der „Käserei", „aber", setzt er mahnend hinzu, „keine Polemik in dem Vorwort. (20. Mai 1850)!" Im September wurde die „Käserei" versandt. Da das Buch nicht gut abging und Bitzius den Grund dafür in dem hohen Preis desselben finden wollte, entgegnete ihm Springer: „Allerdings ist das Buch teuer, weil es so dick ist, und das Publikum tadelt auch weniger, daß es teuer, als daß es so dick ist (10. November 1850)."

X. „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz," 5 Bände, 1850—55: Zur Geschichte und Aufnahme des Werkes.

Ende 1848 fragte Bitzius den Leipziger Verleger, Gustav Meyer, ob er geneigt wäre, eine Sammlung seiner zerstreuten Arbeiten zu verlegen. Aber obgleich der Leipziger sich dazu bereit erklärte, wandte sich Bitzius kurz darauf an seinen Berliner Verleger, der ihm am 19. Februar 1849 in dieser Angelegenheit folgendes schreibt: „Ich bitte Sie, mir die vermischten Erzäh-

lungen einzusenden, sofern vollendet ist, was in einen Band gebracht werden kann." Die Zusammenstellung und die Auswahl der in die Sammlung aufzunehmenden Erzählungen wurden von Springer und Lehrer Ferd. Schmidt gemeinsam beraten. Schließlich wurde nach langwierigen Erwägungen folgender Beschluß gefaßt, den Springer am 10. Juli dem Verfasser mitteilte: „Wir veranstalten eine zweibändige Sammlung und geben in jedem Bande zuerst vier oder fünf der großen Stücke und lassen die kleinen nachfolgen. Was den Titel betrifft, so schlage ich, da Sie den der schweizerischen Dorfgeschichten nicht mögen[1]), vor: ‚Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz'." Der erste Band erschien im November und der zweite im Dezember 1849. Da die „Erzählungen" gut gingen, kam dem Verleger der Gedanke, einen dritten Teil folgen zu lassen: „Die ‚Erzählungen'", schreibt er am 15. November 1850, „scheinen nicht schlecht zu gehen. Es scheinen namentlich in Süddeutschland die ‚Erzählungen' zu gefallen. Ich bin daher gern bereit, einen dritten Band derselben zu bringen."

Ende August 1852 kam der dritte Band auf den Markt; der Absatz aber war geringer als der des ersten und des zweiten Teiles. Im September 1853 erschien der vierte Band und der fünfte erst nach dem Tode des Verfassers.

XI. „Zeitgeist und Berner Geist": Zur Geschichte und Aufnahme des Werkes (1852).

Am 16. November 1849 schreibt Springer an Bitzius, daß dieser ihn wohl mit seiner angefangenen Erzählung über den Einfluß schlechter Beamter auf das Volk erfreuen wird. Und im folgenden Monat erklärt er, daß er gar keinen rechten Begriff von der „Beamtetengeschichte" hat, nachdem der Verfasser solche ihm als „einen ländlichen Roman wie ‚Uli'" bezeichnet hat. Mit der Redaktion zog es sich jedoch etwas hin. Im Juli 1850 verheißt Gotthelf seine Beamtetengeschichte zum November. Zu dieser Zeit aber war das Werk noch lange nicht beendet und am 6. Februar 1851 fühlt sich Springer bewogen, folgendes zu schreiben: „Das neue, nun seit bald zwei Jahren verheißene Beamtetenbuch wollen wir erst zu drucken beginnen, wenn Sie das Manuskript ganz fertig haben. Meine Erwartungen auf dasselbe sind nun aber auch auf das Höchste gespannt." Am 16. April lesen

[1]) Wie konnte Gotthelf, der Auerbach vielfach zum Vorbild gedient hat, einen Titel mögen, der ihn als einen Schüler des Verfassers der „Schwarzwälder Geschichten" gestempelt hätte!

wir unter Springers Feder: „Das Beamtetenbuch darf ich also im Juni erwarten. Es scheint jetzt sehr energisch von Ihnen behandelt zu werden." Endlich gelangte das so ersehnte Manuskript im August in Berlin an. Im November lief der erste Teil des neuen Buches vom Stapel, während der zweite erst im folgenden Monat herauskam. Nach dem Erscheinen war unter Springers Feder über den schlechten Absatz des Werkes des Klagens kein Ende. „‚Zeitgeist und Berner Geist' geht schlecht; man klagt darüber in Bern, Basel, Zürich. Und doch sagten Sie, das sei ein Buch, wie wenig Ihrer Schriften, sei so eins wie der ‚Uli' — ich wünschte, es wäre es (1. März 1852)!" „Ich habe", lautet der Brief vom 21. Mai, „mit ‚Zeitgeist und Berner Geist' ein sehr, sehr schlechtes Geschäft gemacht. O dieser ‚Zeitgeist und Berner Geist'! Was habe ich über dieses Buch nicht alles von den Buchhändlern hören, in den Journalen lesen müssen! Das obige Buch ist eine wahre Fatalité für mich." Am 9. Juli: „Das Buch ist sehr schlecht abgegangen, aber was die Hauptsache ist, es wird jetzt fast nirgends hin bestellt! Das ist mir noch mit keinem Ihrer Bücher passiert und macht mir große Sorgen." Und endlich am 24. August: „Ihr ‚Zeitgeist und Berner Geist' mag in Ihren Augen eines Ihrer besten Bücher sein: ich selbst erkenne am besten das viele Schöne an ihm; aber der Absatz des Buches ist sehr, sehr hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben und ich kann nicht anders als den Grund davon in dem Buche selbst sehen!"

XII. „Erlebnisse eines Schuldenbauers": Zur Geschichte und Aufnahme des Werkes (1854).

Anfang 1852 meldet Bitzius seinem Berliner Verleger, daß er ein Buch über den Wucher unter der Feder hat. „Ihre neue Schrift über den Wucher", schreibt ihm Springer am 1. März, „nehme ich gerne, wünsche freilich, daß das Buch nicht zu lokal und namentlich nicht zu politisch wird. Wenn Sie mir das Manuskript noch nicht gleich mitsenden können, möchte ich wenigstens den genauen Titel der Schrift kennen." In einem späteren Brief, der durch Klagen über den fatalen ‚Zeitgeist und Berner Geist' eingeleitet wird, heißt es dann in bezug auf den ‚Schuldenbauer': „Meine einzige Hoffnung ist, daß Ihre nächsten Schriften — namentlich das erwartete Buch über den Wucher, sich von der unglücklichen Politik fernhalten und den gefeierten J. Gotthelf, den Verfasser von ‚Geld und Geist', in seiner staunenswerten Seelenmalerei darstellen und dem ihn sonst so verehrenden Publikum wiedergeben werden (21. Mai 1852)." Wie bei „Zeitgeist und Berner Geist", so zog sich auch bei der „Wuchergeschichte" die Redaktion

etwas hin. „Ich hoffte", schreibt Springer am 11. Oktober, „mit Ihrem Briefe das Manuskript zu der Wuchergeschichte zu erhalten; leider melden Sie mir, daß es vor Neujahr nicht fertig wird . . . An sich bin ich wirklich nicht unglücklich, daß Sie in Ihrer gefeierten, schriftstellerischen Tätigkeit etwas Pause machen: desto voller und erwärmender quillt es dann hervor, greifen Sie nach neuer Sammlung, Umsicht und Betrachtung wieder zur Feder. In Ihren Schriften ist alles so ganz das Leben selbst, daß ich mir wohl denken kann, wie Sie neues Leben bedürfen, um nun solches wiederzugeben." Im Februar ist Springer noch immer des Manuskriptes zur Wuchergeschichte gewärtig, wie wir aus folgendem Brief ersehen: „Das vorgeführte Schema zu der neuen Erzählung verspricht Reizendes; indes fehlt Ihrem schönsten Stoff oft und fast nie die weniger schöne Lauge der Politik und der Parteischaft (4. Februar)." Erst im August 1853 zeigt Springer dem Verfasser den Empfang des „Schuldenbauers" an. Im Dezember wird das neue Buch versandt. „Ich habe", schreibt Springer am 19. Dezember, „Ihr Buch und die ‚Erzählungen' in 43 verschiedenen Zeitungen angekündigt und 28 Exemplare des ‚Schuldenbauers' an literarische Persönlichkeiten und Zeitschriften gesandt." Ueber den Absatz des Werkes werden wir durch folgende Briefstelle benachrichtigt: „In Deutschland scheint der ‚Schuldenbauer' nicht so recht zu gehen, besser in der Schweiz (9. Januar 1854)."

Vu, le 26 Juin 1912,
Le Doyen de la Faculté des Lettres
de l'Université de Paris,
A. Croiset.

Vu et permis d'imprimer,
Le Vice-Recteur
de l'Académie de Paris,
L. Liard.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.